

DAS LÄCHELN DES FALKEN



ROMAN

PFAD DER HOFFNUNG

A romantic couple in a close embrace, nearly kissing. The man is shirtless and has dark, curly hair. The woman has long, wavy blonde hair and is wearing a white long-sleeved shirt with black piping. They are set against a background of light blue and white textured fabric.

SABINE REIFF

GABLED HOUSE ROMANTIC EDITION

Sabine Reiff

DAS LÄCHELN DES FALKEN

PFADE DER HOFFNUNG

Roman

Leseprobe - Auszug aus der aktuellen
Taschenbuchausgabe

ÜBER DIE AUTORIN

Sabine Reiff wurde 1968 geboren, ist verheiratet und lebt in der Nähe von Stuttgart. Wann immer es ihre Zeit zulässt, widmet sie sich dem Schreiben romantischer Romane für junge Erwachsene.

Weitere Bücher von Sabine Reiff:

Dämonendämmerung - Die Auserwählte

Das Taschenbuch und das E-Book sind auf Amazon erhältlich.

Für Armin

Taschenbuchausgabe:
September 2013, 1. Auflage
Copyright © Sabine Reiff, Juli 2013
Gabled House Romantic Edition
Neue Straße 40, 74369 Löchgau

Covergestaltung:
MANZ + REIFF Werbeagentur, Löchgau
Bildnachweis:
Liebespaar im Vordergrund: Hot Damn Stock /
Hintergrundillustration: Butch, fotolia.com
Satz und Layout:
MANZ + REIFF Werbeagentur, Löchgau

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 1484854829
ISBN-13: 978-1484854822

∞ 1. KAPITEL ∞

2. März 1723, Fort George, Massachusetts

Sie sind da. Hart und erbarmungslos dringt der Takt der Militärtrommeln bis in die Tiefen meines Kerkers hinab. Jeder einzelne Trommelwirbel hallt wie ein Peitschenschlag in meinen Ohren und erfüllt mich mit Schmerz. Angesichts dessen, was mich erwartet, wünschte ich, mein Verstand wäre so leer wie dieser trostlose Raum, in dem ich seit Monaten gefangen gehalten werde. Ich wünschte, ich könnte gedankenlos die klammen Wände anstarren, den Wassertropfen zusehen, wie sie auf dem moosigen Bewuchs der Felsen ihre feuchten Spuren hinterlassen und mich bedingungslos in mein Schicksal ergeben, doch ich muss feststellen, der menschliche Geist geht seine eigenen Wege. Ich weiß, es kann nicht mehr lange dauern, bis sie mich holen und ich nütze die mir noch bleibende Zeit, um die letzten Zeilen in dieses Buch einzutragen.

Bis vor wenigen Tagen hatte ich auf eine Begnadigung gehofft, nun ist die Endgültigkeit mein Schicksal geworden. Ich spüre die Kälte, die meinen Körper und mein Herz bei dem Gedanken erfüllt, was mir bevorsteht, sollte ich London lebend erreichen. Die Frage, ob es geschieht stellt sich nicht mehr. Offen ist nur noch das Wann, denn das Ende meines Lebens ist besiegelt. Die Anklage, die sie gegen mich vorbringen, lautet auf Hochverrat an der Britischen Krone und Kollaboration mit verschwörerischen Elementen. Sogar der Tag meiner Hinrichtung steht bereits fest. Es ist der 28. Juli in diesem Jahr. Drei Tage vor meinem zweiundzwanzigsten Geburtstag. Ich fühle das bittere Lächeln, das sich in dieser Sekunde auf mein Gesicht stiehlt, schließlich ist es kein Geheim-

*nis, was mit Hochverrätern geschieht. Sie werden gehängt, ausge-
weidet und gevierteilt. Hängen und Ausweiden endet nicht immer
mit dem sofortigen Tod, so sehen manche Delinquenten ihre eige-
nen Eingeweide im Feuer verbrennen, bevor ihr Herz endlich
seinen Dienst einstellt. Und Londons Henker gelten als wahre
Meister ihre Fachs.*

*Ich habe Angst. Aber noch größer als die Furcht davor, wie
mein eigenes Leben zu Ende gehen wird, ist die Ungewissheit, was
mit denen passiert, die ich am heutigen Tag in der Gefangenschaft
dieses Forts zurücklasse und die ich liebe, meinen Vater, Alas-
tair McDonnell, und meine beiden Brüder, Willeam und Colum-
ban. Ich werde sie nie wiedersehen, und ich werde nie wieder ihre
vertraute Nähe spüren. Das bereitet mir wahren Schmerz.*

*Möge der Allmächtige sie in dieser gottverlassenen Welt be-
schützen und ihnen mein Schicksal ersparen. Und wenn er schon
ihren Tod verfügt, dann bete ich darum, dass er schnell und
schmerzlos über sie kommen soll.*

*Ich höre Schritte, die sich meiner Zellentür nähern. Meine Zeit
ist gekommen ...*

Ich legte den Bleistift zwischen die Seiten und schlug
das in Leinen gebundene Büchlein zu. Meine Finger
zurrten mit fiebernder Hast an dem Lederband, welches
Umschlag und Buchseiten zusammenhielt, und verkno-
teten die Enden.

Von außen wurde der Schlüssel ins Schloss gesteckt,
mit einem metallischen Klacken sprang die Verriegelung
auf. Ich ließ das Tagebuch in den Ausschnitt meines
Kleides gleiten und drückte es so weit in Richtung mei-
ner Hüften hinab, bis es nicht mehr zu erkennen war.

Ich richtete noch einmal meinen Rock, gleich darauf
öffnete sich die schwere Eichentür mit dem vertraut
melancholischen Quietschen, das an diesem Frühlings-
morgen noch unheilvoller klang.

»Gwenyth Mary McDonnell, seid Ihr bereit?«, fragte die weiche Stimme Adam Grants hinter meinem Rücken. Er war der Militärarzt des Forts.

Nein, natürlich ich war nicht bereit, aber ich drehte mich um und nickte trotzdem.

∞ 2. KAPITEL ∞

An Bord des britisches Kriegsschiffes HMS Aberdeen.

Seit Wochen harrete ich im Frachtraum der *Aberdeen* in meinem Gefängnis aus. Einem sechs mal sechs Fuß messenden Eisenkäfig, der kaum groß genug war, um mich der Länge nach auszustrecken. Wenigstens hielten sie es in der Zwischenzeit nicht mehr für nötig, mich an den Gitterstäben festzubinden. Offensichtlich waren sie zu dem Entschluss gekommen, dass von einer einzelnen, halbverhungerten Frau keine allzu große Gefahr ausging.

Das diffuse Zwielficht der Öllampen, der beißende Gestank nach Fäkalien und Fäulnis, gepaart mit knapp bemessenen Essensrationen, benebelte zunehmend meinen Verstand und hatte mir im Laufe der Zeit nahezu jedes Verständnis für Tag und Nacht geraubt. So vermochte ich auch nicht abzuschätzen, wie lange das Unwetter da draußen tatsächlich schon sein Unwesen trieb. Eine Stunde oder zwei, vielleicht dauerte es bereits einen halben Tag ... Im Grunde war es ohne Bedeutung.

Der Sturm wirbelte den großen Viermaster wie ein Spielzeug herum, warf ihn von einer Seite auf die andere, veranlasste meinen Magen zur Rebellion und entlockte mir trotz heftiger Gegenwehr die Überreste meiner letzten kargen Mahlzeit. Ein ohrenbetäubender Donner ließ mich zusammenzucken und brachte das Schiff zum Erzittern. Wellen prallten hart gegen die

Bordwände und erschütterten die *Aberdeen* ein weiteres Mal in ihren Grundfesten. Ich konnte mich täuschen, denn mit den Wochen in Einsamkeit und Dunkelheit hatte sich mein Verständnis für die Realität in der Hoffnungslosigkeit verloren, trotzdem spürte ich, wie der Sturm stetig zunahm. Das Unwetter wütete mittlerweile mit solch grausamer Kompromisslosigkeit, als bereite es sich darauf vor, alles Leben auf Erden in einer einzigen gewaltigen Flutwelle zu verschlingen. Der Lärm um mich herum schwoll weiter an. Eine neuerliche Welle erfasste das Schiff und riss mich um Haaresbreite nieder. Wasser schoss in einem riesigen Schwall die schmale Holzterrasse hinunter und flutete über das Deck. Meine Finger umklammerten noch fester die Gitterstäbe meines Gefängnisses, denn ich wollte einen Sturz vermeiden.

Ich flehte darum, dass dieser verdammte Sturm endlich aufhörte, doch leider wurde mein Wunsch nicht erhört.

Wie zum Hohn hallte ein erneutes Donnern, das durch Mark und Bein ging, über die See. Wieder kränkte das Schiff unter der Last von Wind und Wellen, und abermals rauschte ein Schwall Wasser die Treppe hinab. Ungläubig starrte ich auf die träge hin und her schwappende Brüche, die mir zwischenzeitlich bis an die Knöchel reichte.

Es war seltsam, obwohl der Untergang der *Aberdeen* für mich feststand, gelang es mir nicht, mir mein eigenes Ende auszumalen. Anstatt der erwarteten Angst erfasste mich eine tiefe innere Zufriedenheit. Vielleicht war es besser, hier und jetzt, wie ein Stück Vieh zu ersaufen, als in wenigen Wochen in *Tyburn* öffentlich als Hochverräterin hingerichtet zu werden. Auf diese Weise blieb mir wenigstens ein langer, qualvoller Tod erspart.

Meine Gedanken verselbstständigten sich. Die Zufriedenheit, die mich eben noch schützend umschloss, zerfiel wie brüchiges Papier und die Szenerie meiner

bevorstehenden Hinrichtung erwachte. Die Anfeuerungsrufe der gaffenden Menge verschmolzen mit dem Heulen des Sturms zu etwas Übermächtigem, das Panik in mir auszulösen drohte. Verzweifelt suchte ich nach dem rettenden Strohhalme, der meinen Gedanken Halt bot. Ich konzentrierte mich auf meine Heimat, versuchte, die schönen Tage in meine Erinnerung zu rufen, in denen meine kleine Welt in Ordnung war, doch es gelang mir einfach nicht. Statt blühender Wiesen sah ich die Soldaten, wie sie in der Morgendämmerung in unser Haus eindrangen, mich und meine Lieben aus dem Schlaf rissen, unser Vieh beschlagnahmten und unser Heim in Flammen aufgehen ließen. Uns war nichts geblieben. Verräter brauchten keinen Besitz.

Wir besaßen keinen lausigen Penny mehr, aber Geld war die Grundvoraussetzung, wenn man im Gefängnis überleben wollte.

Wie sollte ich mir, mittellos wie ich war, anständige Verpflegung leisten oder die Wärter bestechen können, damit ich vor deren Misshandlungen sicher war? Ich lächelte ebenso bitter wie ernüchtert. Im Vergleich zu dem, was mir im Gefängnis blühte, war Ertrinken keine schlechte Alternative. Vor allem ging es schnell. Ich musste nur den Mut finden, den Kopf unter Wasser zu halten, um in einem tiefen Atemzug das Salzwasser in meine Lungen strömen zu lassen ...

Es klang so erschreckend einfach.

Erneut schlug eine Welle gegen den Rumpf des Schiffs. Die *Aberdeen* ächzte unter dem plötzlichen Druck der gewaltigen Wassermassen. Sie schaukelte kurz hin und her, bis sie den Naturgewalten nicht länger standhalten konnte, und legte sich danach ruckartig auf die Seite.

Mit aller Kraft krallte ich mich an den glitschigen Gitterstäben fest und stemmte meine Füße so fest gegen die Planken, dass die Sohlen schmerzten.

Keinen Wimpernschlag später zeriss das Splittern von Holz das Heulen des Sturms. Für die Länge eines Atemzuges herrschte Stille. Eine beängstigende Stille. Todesstille.

Auf dem Kanonendeck über mir hörte ich ein schabendes Geräusch. Etwas Schweres schlitterte über die Holzplanken. Zuerst glitt es träge dahin, dann wurde der Gegenstand allmählich schneller, bis er schließlich mit einem dumpfen Knall auf der gegenüberliegenden Seite zum Stehen kam.

Unbarmherzig erfasste die nächste Woge das Schiff. Die Wucht ihres Aufpralls war diesmal so stark, dass meine Hände an den schlüpfrigen Eisenstäben den Halt verloren. Ich stürzte, meine Knie schlugen hart auf dem Boden auf, und ich rutschte über die schmierigen Planken. Das Poltern über mir begann von Neuem. Diesmal klang es aggressiver und endete in einem markerschütternden Krachen. Einen Moment lang bebte jedes Stückchen Holz auf dem Schiff so heftig, dass ich befürchtete, die *Aberdeen* würde in zwei Teile zerbrechen. Instinktiv legte ich meine Arme über den Kopf, um mich vor den herabstürzenden Trümmern zu schützen, aber statt Tonnen an Holz, drückten Unmengen an Wasser zwischen den Brettern hindurch und regneten auf mich herab.

Mein Oberkörper schnellte in die Senkrechte. Ohne auf meine schmerzenden Knie zu achten, sprang ich auf. Ich drehte mich um, presste meinen Rücken gegen die eisernen Grenzen meines Gefängnisses und starrte in das trübe Wasser. Innerhalb weniger Lidschläge war es um ein weiteres Fuß gestiegen.

Gerade eben hatte ich im Ertrinken noch die Erlösung gesehen, nun musste ich feststellen, dass es mir nicht gelingen würde. Ich hing an meinem Leben, mochte es auch erbärmlich und ausweglos sein. Nein, ich wollte nicht sterben. Nicht hier, nicht heute und auch nicht in England.

Hastig strich ich die nassen, hellen Locken aus meinem Gesicht, während ich entsetzt feststellte, wie die dreckige Brühe bereits meine Knie umspülte. Die Wassermassen hatten auch den Latrineneimer umgerissen und die unverdaulichen Reste meiner letzten Mahlzeit entbunden. Soeben flüchteten sie mit spöttischer Leichtigkeit zwischen den Eisenstäben hindurch in die Freiheit des Frachtraums, um mir die Hoffnungslosigkeit meiner Situation ein weiteres Mal schonungslos vor Augen zu führen.

Ich rief um Hilfe, doch die Angst machte meine Kehle eng. Alles, was ich hervorbrachte, war ein heiseres Krächzen, das im tosenden Sturm niemand außer mir hörte. Ich wollte endlich raus aus diesem Käfig. In meiner panischen Verzweiflung rüttelte wie verrückt ich an den Gitterstäben. Das Ergebnis waren dicke Blasen an den Fingern und die Erkenntnis, dass ich in der Falle saß. Und jeder weitere Befreiungsversuch war nicht nur sinnlos, sondern kostete mich wertvolle Kraft. Ich zwang mich zur Ruhe und sah mich um. Mittlerweile stieg das Wasser langsamer, dafür herrschte auf den Decks über mir heilloses Chaos. Eine Vielzahl an Stimmen brüllte durcheinander. Ich wusste zwar nicht, was geschehen war, aber ich hatte das Krachen und Splittern gehört und zweifelte ich nicht daran, dass die Lage überaus ernst war. So angestrengt ich auch lauschte, ich konnte nur einzelne Wortfetzen verstehen, den Rest verschluckte das Tosen der See.

Endlich übertönte Commander Fairwicks kräftige Stimme das Heulen des Sturms. Und was er sagte, ließ einen Funken Hoffnung in mir aufglimmen.

»Bringt die Gefangene aufs Oberdeck!«, befahl er.

Augenblicke später polterten schwere Stiefelabsätze über die Treppe. Zwei rotberockte, vom Regen völlig durchnässte Soldaten eilten zu meiner Zelle und schlossen die Tür auf. Der Jüngere packte mich grob am Arm. »Mitkommen«, bellte er.

»Was ...«

»Halt's Maul, Weib, wenn du nicht absaufen willst«, fiel mir der Ältere ins Wort.

Ungeachtet meiner aufgeschlagenen Knie schleiften mich die beiden zur Treppe. Als das Schiff erneut kränkte, rutschte ich auf den nassen Planken aus. Ein unnachgiebiger Griff in mein Haar verhinderte jedoch, dass ich stürzte.

»Au«, rief ich, während ich versuchte, meinen Kopf aus dem eisernen Griff zu winden. Mein Peiniger ignorierte die Unmutsäußerung und zeigte auch sonst nicht die geringste Spur von Mitleid, sondern packte noch fester zu. Die beiden Soldaten bugsierten mich die schmale, steile Treppe zum Kanonendeck hinauf. Auf der obersten Treppenstufe blieb ich stehen. Meine Bewacher drängten mich zwar weiter, trotzdem gelang es mir, einen Blick in das Innere des Decks zu erhaschen. Was ich sah, ließ mir das Blut in meinen Adern gefrieren. In der Backbordwand der *Aberdeen* klaffte ein riesiges Loch, das an das zahnbewehrte Maul eines Raubtieres erinnerte. So wie es aussah, hatte sich eine der Achterkanonen aus ihrer Vertäuerung gerissen, war über das Deck geschleudert und hatte die Bordwand durchschlagen.

»Da gibt's nichts zu Glotzen!« Der jüngere Soldat stieß mir die Faust in den Rücken, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen.

Meine Bewacher zerrten mich die nächste schlüpfrige Holztreppe hinauf, bevor ich auf dem Oberdeck stand. Schützend kniff ich die Augen zusammen, denn selbst das trübe Licht des bleigrauen Regenhimmels blendete mich nach der wochenlangen Finsternis im Innern des Schiffs.

Commander Thomas Farwick streifte mich mit einem leidenschaftslosen Blick. »Bindet die Gefangene an den Kreuzmast und passt auf, dass sie nicht über Bord geht«, befahl er.

»Aye, Sir.«

Die beiden Uniformierten schleiften mich unsanft in Richtung des Hecks mit seinen Achteraufbauten.

»Hinsetzen!«, befahl der Ältere, während mir der Jüngere routiniert die Fesseln um die Handgelenke legte. Er befestigte die Seilenden am Mast, abschließend überprüfte er sein Werk und nickte selbstzufrieden. Mit seinem Kopf deutete er in den wolkenverhangenen Himmel.

»Da werden deine edlen Gewänder gleich richtig nass werden, Schätzchen«, sagte er, wobei er lüsternd auf meine Brüste schielte, die sich bereits detailgetreu unter dem völlig durchnässten Stoff meines Kleides abzeichneten.

Mir lag eine böse Bemerkung auf der Zunge, doch ich schluckte sie herunter, und ignorierte den Kerl, denn ich wollte keine Ohrfeige vor versammelter Mannschaft riskieren. Fairwick bereitete dem peinlichen Schauspiel ein Ende, indem er den Soldaten wegschickte.

Eine neuerliche Sturmböe peitschte über das Meer und trieb mir die Gischt direkt ins Gesicht. Das Salz brannte in meinen Augen, aber nach den Wochen unter Deck empfand ich selbst das als Wohltat. Ich hob den Kopf und hielt mein Gesicht in den prasselnden Regen, damit die Tropfen das Salz und den Gestank des Eingesperrtseins von meiner Haut wuschen.

Seit einer gefühlten Ewigkeit kauerte ich nun schicksalsergeben am Mastfuß. Der Sturm hatte sich weitgehend gelegt, dafür goss es immer noch in Strömen. An meinem Körper gab es keine trockene Stelle mehr, und mein Kleid klebte wie eine klamme zweite Haut an mir. Wind und Kälte hatten mich so stark ausgekühlt, dass ich wie ein Schneider fror und meine Zähne klappernd aufeinander schlugen. Aber immerhin hatte ich unbeschadet überlebt. Gedankenverloren rieb ich meine gefesselten Handgelenke aneinander; das Seil war, wie

alles andere auch, klatschnass und scheuerte auf meiner Haut.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, an ein Trugbild aus falschen Hoffnungen, hervorgerufen durch Müdigkeit, Kälte und Hunger, aber ich bildete mir das nicht ein. Die Nässe hatte den Strick dehnbar gemacht, und nun wurde er immer lockerer.

Ich hörte nicht auf, meine Hände gegeneinander zu bewegen, bis es mir schließlich gelang, sehr real meine rechte Hand zu befreien. Ich schickte einen stummen Dank gen Himmel.

Die Tür zur Offiziersmesse lag nur wenige Schritte von mir entfernt. Aus dem Innern des Raumes drang eine hitzige Diskussion zwischen Fairwick und seinem Offiziersstab an mein Ohr. Die Lage war prekär, denn das Leck in der Backbordseite konnte auf See nicht behoben werden. Derartig angeschlagen hielt das Schiff keinem weiteren Unwetter stand und war obendrein ein ebenso lohnendes wie leichtes Ziel für Freibeuter. Denn neben einer Hochverräterin brachte die *Aberdeen* auch die Steuereinnahmen der Überseekolonie Connecticut nach London. Fairwick blieb nur eine Möglichkeit. Er musste den nächstgelegenen Hafen anlaufen. Santa Cruz de Teneriffe lag etwa eine Tagesreise entfernt.

Hafen.

Bislang hatte ich es nicht für möglich gehalten, dass einmal ein einzelnes Wort das Licht sein würde, das meinen Verstand erhellte und meine Seele erwärmte. Und während ich noch über die tiefere Bedeutung des Wortes *Hafen* nachdachte, stellte ich verblüfft fest, dass ich auch meine zweite Hand mühelos aus den Fesseln befreien konnte.

In meinem Kopf nahm ein tollkühner Gedanke Gestalt, aber um ihn in die Tat umzusetzen, durfte niemand meine neu gewonnene Freiheit bemerken.

∞ 3. KAPITEL ∞

Die Sonne stand bereits tief am Horizont, als wir endlich in den Hafen von Santa Cruz de Teneriffe einliefen. Ihr Licht überzog die mächtigen Befestigungsmauern mit einem gleißenden Glanz und ließ sie in einem flammenden Rot erstrahlen.

Allen an Bord waren die Strapazen der vergangenen Stunden ins Gesicht geschrieben. Der Sturm hatte ganze Arbeit geleistet. Das komplette Ausmaß der Schäden hatte die Bestandsaufnahme in der Morgendämmerung gezeigt. Neben dem Leck in der Bordwand, war auch ein Großteil der Segel beschädigt worden, was bedeutete, dass die Reparaturarbeiten Tage, eher sogar Wochen, in Anspruch nehmen würden.

Im Laufe der Nacht hatte mir Fairwick eine Decke über die Schultern legen lassen. Die erwies sich als überaus nützlich, da ich unter dem Schutz des Stoffes ungehindert an meinen Fesseln herumhantieren konnte. Inzwischen war es mir gelungen, die Stricke so kunstvoll um meine Handgelenke zu schlingen, dass meine Fesselung immer noch täuschend echt wirkte. Zweimal schon hatte der junge Soldat, der mich an den Kreuzmast gebunden hatte, die Seile kontrolliert, ohne meine List zu entdecken. Jetzt brauchte ich nur noch auf eine geeignete Chance warten. Und so kämpfte ich verbissen gegen die eigene Müdigkeit an, während die Welt um mich herum in der hereinbrechenden Nacht versank.

Dumpf und aus weiter Ferne hörte ich das Schlagen einer Turmuhr. Erschrocken riss ich die Augen auf. Irgendwann musste ich doch eingenickt sein, denn mich umgab völlige Dunkelheit. Vorsichtig sah ich mich um. Niemand schien von mir Notiz zu nehmen. Nur einmal, kurz vor dem Einlaufen in den Hafen, hatte mir der junge Soldat etwas zu Trinken gebracht. Danach war die Mannschaft mit dem Anlegemanöver beschäftigt gewesen und sie hatten mich vergessen. Ich versuchte, mir meine letzte Mahlzeit ins Gedächtnis zu rufen. Sie lag mindestens einen vollen Tag zurück. Mein Magen reagierte prompt auf den Gedanken an Essen und gab Geräusche von sich, die an das hungrige Knurren eines Wolfsrudels erinnerten. Ich beachtete die Hungergefühle nicht weiter, momentan kannte ich nur ein Ziel: meine Freiheit. Und ich würde sie mir zurückholen, sobald sich die Gelegenheit bot.

Der Sturm hatte von der Mannschaft alles gefordert. Genau wie ich, hatten die Männer in der vergangenen Nacht kein Auge zugetan und jedem war anzusehen, sie sehnten sich nach einer Kojе und ein paar Stunden Schlaf. Auch ich war hundemüde, aber ich musste durchhalten. Wenn ich fliehen wollte, blieb mir nur diese Nacht.

Ich schloss die Augen und zwang mich ruhig und gleichmäßig zu atmen; ich war überzeugt, schlafend würden sie mir die wenigste Beachtung schenken.

Schwere Stiefelschritte hallten zu mir herüber. Fairwick kam an Deck und bestimmte die Wachleute für die kommende Schicht.

»Porter, Longchamp, Freeman, Montgomery. Ihr übernehmt die erste Wache«, befahl Fairwick emotionslos.

Die vier nahmen die Order mit einem ebenso tonlosen »Aye, Sir« entgegen und verteilten sich auf ihre Posten.

Der Rest der Männer zog sich in das Mannschafts-quartier, ein Deck tiefer, zurück. Danach wurde es still. Schläfrige Ruhe breitete sich auf dem Schiff aus, und in meiner schlafvortäuschenden Stellung fiel es mir immer schwerer wachzubleiben. Auf dem Kai herrschte noch Leben, aber hier, abseits allen Geschehens, regierte die Trägheit der Nacht. Und genau von diesem Gefühl durfte ich mich nicht einlullen lassen.

Ich schlug die Lider auf; aufmerksam nahm ich meine nächste Umgebung in Augenschein. Da keine der Wachen zu sehen war, wagte ich aufzustehen. Den Strick um meine Handgelenke hielt ich strammgezogen.

»Was gibt's?«, fragte eine Stimme aus dem Schatten vor dem Eingang zu Fairwicks Räumen. Kurz darauf trat mir ein bewaffneter Soldat entgegen.

Bei der Vorstellung, dass der Kerl unbemerkt so dicht neben mir gestanden hatte, blieb mir fast das Herz stehen.

Hastig schüttelte ich mein linkes Bein aus. »Muss mal aufstehen. Mir ist das Bein eingeschlafen«, erwiderte ich so beiläufig wie es eben ging, denn der Schreck über das plötzliche Auftauchen des Soldaten saß mir immer noch in den Knochen.

Der Mann schien amüsiert. »Schlafen ist ein gutes Stichwort«, murmelte er und sank zurück ins Dunkel.

Mein Herzschlag beruhigte sich allmählich, trotzdem gehörte ein Teil meiner Wachsamkeit nun auch dem Uniformierten in meinem Rücken.

Der Soldat hatte es sich wieder bequem gemacht. Ich hörte, wie der Gewehrkolben dumpf auf die Holzplanen traf, es folgte ein nasales Geräusch mit anschließendem Ausspucken, danach kehrte Ruhe ein. Das Atmen des Mannes wurde gleichmäßiger und ging schließlich in ein leises Schnarchen über.

Ich wartete noch einen Moment ab, um sicher zu gehen, dass er auch wirklich schlief, bevor ich auf dem

Boden des Mastfußes sank und die Fesseln abstreifte. Wenig später waren meine Hände frei.

Ich nahm die Wolldecke von meinen Schultern und drapierte sie lautlos über den Stapel Taue, der neben mir lag. Mein Herz hämmerte vor Aufregung mit rasender Geschwindigkeit in meiner Brust. Meine ganze Hoffnung klammerte sich im Augenblick an die Vorstellung, dass meine Freiheit nur wenige Fuß entfernt lag. Falls alles gut ging.

Noch einmal suchten meine Augen akribisch das Deck nach den eingeteilten Wachleuten ab. Erleichtert stellte ich fest, dass ich sie nirgends entdecken konnte. Auch sonst rührte sich nichts an Bord. Keine Schritte, keine Stimmen, lediglich das stetige Schnarchen der Wache drang aus der Dunkelheit zu mir herüber.

Von der Gangway trennten mich höchstens dreißig Fuß. Ich nahm all meinen Mut zusammen und rannte los. Kurz bevor ich mein Ziel erreichte, verhakte sich mein Fuß in einem, der am Boden liegenden Taue. Ich kam aus dem Tritt, drohte zu fallen, hatte Angst entdeckt zu werden, in letzter Sekunde fing ich mich und stolperte weiter. Endlich spürte ich die Gangway unter meinen Füßen. Ohne mich umzudrehen, eilte ich die Holzplanken hinunter. Ich achtete nicht mehr darauf, ob meine fliehenden Schritte durch die Nacht hallten; ich wollte nur noch weg. Ich lief um mein Leben, und ich würde so lange weiterlaufen, bis ich mich in Sicherheit befand.

∞ 4. KAPITEL ∞

Atemlos, hungrig und völlig übermüdet lehnte ich mich gegen den Strohhaufen in meinem Rücken. Ich konnte es kaum begreifen, aber es war mir tatsächlich gelungen, unbemerkt von der *Aberdeen* zu fliehen. Trotz aller Erschöpfung durchströmte mich ein Glücksgefühl und zauberte mir ein mattes Lächeln auf die Lippen. Leider durfte ich mich keiner falschen Euphorie hingeben, denn gerettet war ich noch lange nicht.

Im Moment hockte ich in trügerischer Sicherheit auf dem Heuboden eines Pferdestalls und hatte nicht die leiseste Ahnung, wie es weitergehen sollte. Doch ich benötigte einen Plan, schließlich konnte ich mich nicht bis in alle Ewigkeit an diesem Ort verstecken. Der Stall lag in Blickweite des Hafens und diese Gebäude würden Fairwicks Männer zuerst durchsuchen. Es grenzte ohnehin schon an ein Wunder, dass ich bislang noch keinen Suchtrupp erspäht hatte.

Ich nahm den Apfel zur Hand, den ich in einer der Futterraufen gefunden hatte, und versuchte ihn am Stoff meines Kleides zu säubern. Ein aussichtsloses Unterfangen, wenn ich mir vorstellte, wie meine Kleidung im Tageslicht aussah. Ich hörte mit dem sinnlosen Reiben auf und biss genüsslich hinein. Auf ein bisschen mehr oder weniger Dreck kam es auch nicht mehr an.

Der Apfel machte mich nicht satt, aber schläfrig. So sehr ich mich auch bemühte wachzubleiben, meine Lider wurden von Minute zu Minute schwerer, und ich sehnte mich nach etwas Schlaf. Obwohl ich wusste, dass

ich mein Versteck in Kürze verlassen sollte, ließ sich mein Körper nicht länger antreiben, und so gab auch mein Geist nach. Meine Arme umgriffen meine Knie, mein Kopf sackte nach vorn, und bald darauf fiel ich in einen traumlosen Schlaf.

In meinem Dämmerchlummer spürte ich ein Kitzeln. Etwas berührte meine Wange, immer wieder und immer an der gleichen Stelle. Mein Unterbewusstsein hielt es eine Fliege. Schließlich befand ich mich in einem Pferdestall, und in Ställen gab es jede Menge Fliegen. Ich wischte an meinem Kinnbogen entlang, um das lästige Insekt zu verscheuchen. Dass ich nach Wochen ohne Waschgelegenheit nicht unbedingt nach Maiglöckchen duftete, war mir klar, aber dass ich bereits dermaßen erbärmlich stank, dass ich Fliegen wie ein Kuhfladen anzog, war keine angenehme Vorstellung. In einer schnellen Handbewegung schlug ich im Halbschlaf zu und hatte etwas zwischen den Fingern, das sich nicht wie eine zappelnde Fliege anfühlte, sondern ...

Es war ein Strohhalbm. Ich hielt den Halm fest und hörte ein leises, jungenhaftes Kichern.

Schlagartig war ich glockenwach. Ich riss die Augen auf; mein Kopf wirbelte herum. Neben mir hockte ein Junge und grinste mich mit dem breitesten Lächeln an, das ich seit einem halben Jahr gesehen hatte.

»Du lebst ja«, sagte er auf Englisch. Jetzt reichte sein Grinsen von einem Ohrläppchen zum anderen.

Ich starrte den Burschen ungläubig an, wobei ich mich bei der Frage ertappte, worüber ich mehr staunte. Über die Tatsache, dass er es klammheimlich an meine Seite geschafft hatte oder darüber, dass er nahezu akzentfrei Englisch sprach. Weder das eine noch das andere trug zu meiner Beruhigung bei.

»Natürlich lebe ich, oder sehe ich wie eine Katze aus, die sich zum Sterben zurückgezogen hat«, entgegnete ich gereizt.

»Nein, aber was machst du hier?«, fragte er mit ehrlicher Neugier.

Ich musterte ihn, während ich mir überlegte, welche Antwort am glaubwürdigsten klang. Er war zwölf oder dreizehn Jahre alt und soweit ich es in dem schummerigen Licht erkennen konnte, hatte er rotblondes, struppiges Haar und war kein bisschen sauberer als ich selbst. Ich entschloss mich zu einem forschenden Gegenangriff. »Dieselbe Frage könnte ich dir auch stellen. Du siehst nicht gerade wie ein Einheimischer aus. Also? Gehört ein Knabe deines Alters um diese Zeit nicht schon längst auf sein Schiff?«

Er grinste zwar weiterhin, aber nicht mehr so offen, und schüttelte verneinend den Kopf.

»Bist du etwa abgehauen?«, hakte ich nach.

Der Junge nickte verhalten. »Genau wie du.«

Der Kleine verblüffte mich immer mehr. »Wie ... Wie kommst du denn auf die Idee?«

»Ganz einfach, richtige Damen verstecken sich für gewöhnlich nicht auf dem Heuboden eines Pferdeverleihers und schon gar nicht auf spanischen Inseln«, gab er im tiefsten Brustton der Überzeugung zurück. Er musterte mich noch einmal. »Und deren Gewänder sind, verzeih mir bitte, in aller Regel wesentlich sauberer.«

So viel stand schon mal fest; der Kleine war nicht auf den Mund gefallen.

»Ach ja?!«, murmelte ich, weil mir auf die Schnelle nichts Intelligenteres einfiel.

»Aye, Ma'am.«

»Na schön. Und weiter?«

Der Junge zuckte die Achseln, zupfte ein paar Strohhalme aus dem Haufen, auf dem er saß, und begann sie spielerisch um seine Finger zu wickeln. Er sah mich aus leuchtenden Augen an, dann streckte er mir die Hand entgegen.

»Ich heiße Gavain Fothergill, aber, weil ich für mein Alter noch ziemlich schwchtig bin, nennen mich alle Little Fothergill. Und wie heißt du?«

Ich zögerte, denn ich war weiterhin misstrauisch, auch wenn mir der Bursche nicht unbedingt gefährlich erschien. »Sag einfach Mary zu mir«, gab ich zurück und reichte ihm ebenfalls die Hand.

Er grinste erneut, diesmal sah es lausbbisch aus. »Na schön, *Mary*, aber ich glaube trotzdem, du bist die, die sie suchen.«

Ich fühlte, wie bei seinen Worten sämtliche Kraft aus meinen Gliedern wich und mein Mund vor Unbehagen trocken wurde. »Die, die sie suchen?«, wiederholte ich, um Zeit zu schinden.

»Aye Ma'am.«

Die Antwort des Jungen hätte kaum wortkarger ausfallen können, aber wenigstens gewann ich meine Fassung zurück. »Was macht dich da so sicher?«, fragte ich im Flüsterton.

»Weil sie deine Beschreibung an alle britischen Schiffe weitergeben haben. Sie suchen eine gewisse Gwentyth *Mary* McDonnell. Jung, blond, hübsch.«

Ich sah an mir hinunter. Auch wenn die Lichtverhältnisse, hier oben, auf dem Boden schlecht waren und vieles beschnigten, konnte ich mir das Attribut *hübsch* im Bezug auf mein gegenwärtiges äußeres kaum vorstellen, aber es schmeichelte. »Hübsch. Das steht doch nicht wirklich in der Beschreibung?«

Der Kleine fiel auf den Rücken und lachte so herzlich, dass ich einfach einstimmen musste.

»Nein, das habe ich dazugedichtet.« Er wurde wieder ernst. »Sag schon, bist du die Frau?«, wollte er wissen.

»Und wenn es so wäre, würdest du dann zu deinem Captain laufen und mich verraten?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Ma'am. Ein wahrer Gentleman würde nie das Leben einer Frau in Gefahr bringen. Und außerdem ...« Der Junge wurde still.

»Und außerdem *was?*«

»Außerdem gehe ich niemals wieder auf mein Schiff zurück«, sagte er leise, aber mit einer Festigkeit in der Stimme, die keinen Zweifel an seiner Entschlossenheit aufkommen ließ. »Mein Captain ist ein schlechter Mensch. Ich will mir nicht ausmalen, was er mit mir anstellt, wenn ich ihm noch einmal in die Hände fiele.«

»Was willst du dann tun?« Dass er noch ein halbes Kind war, verkniff ich mir anzufügen.

Little Fothergills Gesicht hellte sich auf. »Ich heuere einfach auf einem anderen Schiff an.«

»Und du glaubst, das ist so leicht?«, fragte ich und war geneigt, den Jungen ernsthaft zu beneiden, denn anscheinend besaß er nicht nur ein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft, sondern er hatte, im Gegensatz zu mir, auch einen Plan.

Er nickte. »Aye, Ma'am. Ich bin zwar nicht besonders kräftig, aber ich bin schmal und flink genug, um mich auf und zwischen den Kanonen zu bewegen. Als Pulveraffchen würden sie mich allemal nehmen.«

Nach dieser Aussage beneidete ich ihn nicht mehr. »Pulverjungen leben ziemlich gefährlich«, gab ich zu bedenken.

»Ja, ich weiß, im Gefecht sterben die immer zuerst, weil sie nicht nur zwischen den Kanonen rumturnen, sondern auch für den Munitionsnachschub sorgen müssen.« Er schnitt eine abwägende Grimasse. »Deshalb wäre mir ein Handelsschiff auch wesentlich lieber.«

»Mir auch«, murmelte ich. Der Gedanke an Kriegsschiffe machte mir plötzlich wieder meine eigene Situation schonungslos bewusst. »Wenn du dir ein Schiff im Hafen aussuchen könntest, für welches würdest du dich entscheiden?«, fragte ich.

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Die *Rapace*.«

»*Rapace*? Klingt französisch.«

»Natürlich. Sie kommt ja auch aus Frankreich. Das erkennt man an der weißen Flagge am Heck, dem *drapau blanc*.«

»Na, du kennst dich aus.«

Little Fothergill straffte den Oberkörper. »Aye, Ma'am. Meine mangelnde Körpergröße ändert nichts an der Tatsache, dass ich ein Matrose bin.«

»Das hätte ich fast vergessen, entschuldige bitte.«

Little Fothergill rutschte näher an mich heran und drückte sein Gesicht an den zwei fingerbreiten Spalt zwischen den zusammengenagelten Holzbrettern, die als Klappladen für die Ladeluke dienten.

»Du kannst die *Rapace* sogar von hier aus sehen. Es ist der dunkle Dreimaster, der ziemlich weit vorne am Kai liegt.« Er machte mir Platz, damit ich hinaussehen konnte.

Ich starrte zum Hafen hinüber. Entlang der Befestigungsanlage brannten zahlreiche Fackeln und tauchten die Schiffe in gespenstisch flackerndes Licht. An der Kaimauer lagen mehrere Dreimaster vertäut. Und da ich keine Ahnung hatte, welches Schiff der Bursche meinte, entschied ich mich kurzer Hand für das auffälligste. »Meinst du etwa das, mit dem Falken als Galionsfigur?«

»Ja, daher auch der Name des Schiffes. *Rapace* ist das französische Wort für Raubvogel.«

»Du sprichst französisch?«

Little Fothergill winkte ab. »Nur ein paar Wörter.«

»Und warum willst du dann unbedingt auf dieses Schiff?«

»Weil es ein schönes Schiff ist und ...«, er brach ab.

Ich sah ihn erwartungsvoll an.

»Du sagst es keinem weiter, und du lachst mich auch nicht aus.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

»Nachdem ich abgehauen bin, bin ich zur *Rapave* gelaufen, um sie aus der Nähe anzuschauen. Sie ist wunderschön. Fast so schön wie eine Frau. Und was macht ein höflicher Junge, wenn er eine Lady trifft, er verbeugt sich, und lächelt zum Gruß«, er wurde ernst. »Ich schwöre es beim Leben meiner Mutter, der Falke hat zurückgelächelt.«

Ich musste mir alle Mühe geben, keine Miene zu verziehen, denn ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie ein lächelnder Falke aussah.

»Ich verstehe. Das Lächeln des Falken ...«, nun platzte es ich doch aus mir heraus, »Little Fothergill, das ist ausgemachter Blödsinn. Vögel können nicht lächeln und eine Holzfigur schon gar nicht.«

»Du glaubst, ich habe mir das alles nur ausgedacht!« Little Fothergill klang enttäuscht und auch ein bisschen böse.

»Nein, das habe ich nicht behauptet, aber vielleicht ist einfach deine Fantasie mit dir durchgegangen.«

»Ist sie nicht!«, behauptete er trotzig.

Du bist ein hoffnungsloser Träumer, Little Fothergill, dachte ich mir schmunzelnd. Obwohl es mit Sicherheit das Beste für mich war, den Burschen schnellstens loszuwerden, rührte er doch mein Herz. Ich legte meinen Arm um seine Schulter und spürte im selben Moment, wie er sich an mich schmiegte. In seinem tiefsten Innern war er noch ein Kind. Und wie ich war er allein und suchte nach Trost.

Eine ganze Weile saßen wir schweigend nebeneinander und starrten durch die Spalten zwischen den Holzläden in die Nacht hinaus, der eine schien dem anderen dabei Halt zu geben. In der Hafeneinfahrt schimmerte ein schmaler rotglühender Streifen über dem schwarzen Wasser, und kündigte das Ende der Dunkelheit an.

Ich brach als Erste das Schweigen. »Es wird bald hell, und wir können nicht ewig hier sitzenbleiben.«

Er nahm seinen Kopf von meiner Schulter und sah zu mir auf. »Bei Tagesanbruch wollen sie beginnen, nach dir zu suchen«, antwortete er leise.

»Wer?«, fragte ich ihn eindringlich und bemühte mich gleichzeitig ruhig zu bleiben, denn ich spürte, dass mich diese Nachricht nervös machte.

»Alle verfügbaren Männer, die Thornton und Commander Fairwick bis dahin rekrutieren können.«

»Woher kennst du Fairwick?« Meine Erschrockenheit lag entsetzlich offen in meiner Stimme.

»Er war auf unserem Schiff und hat Major Thornton um Hilfe gebeten.«

»Major? Kommst du etwa von einem Kriegsschiff?«

Little Fothergill schüttelte den Kopf. »Nein. Die *Alliance* ist kein Kriegsschiff. Sie gehört zur Flotte der *East India Trading*.«

»Das ist auch nicht besser.«

Der Junge sagte nichts, sondern hob in einer Art und Weise die Schultern, die sich durchaus als stumme Bestätigung deuten ließ. Er blickte auf die Straße hinunter, die mittlerweile von den ersten Sonnenstrahlen des Tages erfasst wurde. Seine Augen verengten sich zu beobachtenden Schlitzen und er legte den Zeigefinger als Zeichen der Vorsicht an seine Lippen.

»Und wer zum Teufel ist dieser Major Thornton?«, fragte ich.

Little Fothergill streckte den Zeigefinger aus und deutete auf die Straße hinab. »Der Kerl in der dunkelblauen Uniform, der den ersten Trupp von links anführt.«

Ich schob Little Fothergill bei Seite, um ebenfalls einen Blick zu erhaschen. Von beiden Seiten des Hafens nährten sich mehrere kleine Gruppen, teils uniformiert, teils waren es einfache Seeleute, aber feststand, dass sie nach jemanden suchten.

Thorntons Gruppe bestand aus sieben Männern. Der Tross hielt direkt auf unser Gebäude zu. Für eine Flucht war es definitiv zu spät.

»Was sollen wir tun?«, flüsterte ich hektisch. Die Ausweglosigkeit drohte gleich einer riesigen Welle über mir zusammenzuschwappen.

Little Fothergills Gesicht zeigte zunächst ebenfalls Ratlosigkeit, doch nur wenige Sekunden später umspielte wieder jugendliche Fröhlichkeit seine Mundwinkel. Der Kleine musste wirklich über ein unumstößliches Vertrauen in Gott und die Welt verfügen.

»Zuerst schicke ich ein Gebet an den Herrn, dann verstecken wir uns unter dem Stroh, und wenn das nicht klappt, versuche ich sie abzulenken. Oder fällt dir etwas Besseres ein?«

Ich schüttelte den Kopf, mir war jeder erdenkliche Plan recht, solange er nur Aussicht auf Erfolg versprach.

»Also, worauf wartest du noch?«, forderte er mich auf und faltete für die Länge eines Wimpernschlags die Hände. »Versteck dich!«

Ich befolgte Little Fothergills Vorschlag und kroch eilig in die Berge aus Heu und Stroh. Nahe der Wand kauerte ich mich auf den Boden. Der Junge war aus meinem Blickfeld verschwunden, aber nicht weit von mir entfernt hörte ich ein Rascheln.

Thorntons Truppe hatte den Stall erreicht. Die Tür wurde aufgestossen und flog mit einem lauten Krachen gegen die Scheunenwand; eines der Pferde wieherte erschrocken.

»Ich will, dass ihr jeden Winkel dieser verdammten Scheune nach dem schottischen Miststück durchsucht. Habt ihr Einfaltspinsel das kapiert?«, bellte eine vor Erregung heiser klingende Stimme. »Hunter, Taylor und Portman. Ihr geht nach oben. Der Rest fängt hier unten an.«

»Aye, Captain Thornton, Sir.«

»Und nehmt die Mistgabeln mit oder wollt ihr das Heu mit bloßen Händen durchforsten.«

»Nein, Captain Thornton, Sir.«

In der Ecke, in der ich mich versteckt hielt, war es nahezu finster von den Unmengen an Heu, die mich umgaben. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf mein Gehör zu verlassen. Gerade wurden Stiefelsohlen auf die Holzsprossen der Leiter gesetzt. Nacheinander stiegen die drei Männer zum Heuboden hinauf.

Fast hätte ich vor Schreck laut aufgeschrien, als ich bemerkte, wie eine Hand unter dem Heu nach meiner tastete. »Bist du das, Little Fothergill?«, flüsterte ich so leise, wie ich konnte, während mein Herz vor Angst Purzelbäume in meiner Brust schlug.

»Ja«, hauchte es aus den Tiefen des Strohs hervor.

»Verteilt euch. Jeder übernimmt einen Bereich«, befahl eine kräftige, tiefe Stimme. »Taylor, du übernimmst den Teil bei der Leiter. Du, Portmann, den bei der Luke und ich suche hier hinten.«

»Aye«, kam von den beiden anderen.

Die Mistgabel drang in regelmäßigen Abständen mit einem Rascheln zwischen die trockenen Grashalme und kam stetig näher. Der Mann, der sich den hinteren Bereich vorgenommen hatte, bewegte sich geradewegs auf unser Versteck zu. Sekunden später stachen die Zinken nur wenige Handbreit von mir entfernt ins Heu. Ich legte eine Hand über meinen Mund, um dem Entsetzen, das sich in meiner Kehle ausbreitete, Einhalt zu gebieten. Wieder stieß die Gabel ins Heu. Diesmal durchbohrten die Zinken mein Kleid und diesmal konnte ich ein erschrockenes Quieken nicht unterdrücken. Die Mistgabel zog sich zurück; dafür durchwühlten nun Hände das Heu. Was dann geschah, konnte ich kaum glauben.

Litte Fothergill ließ meine Hand los. Wieselflink krabbelte er aus seinem Versteck hervor, bevor die suchenden Hände mich erreichten.

»Du!?«, hörte ich die tiefe Stimme voller Erstaunen ausrufen, »Du Lausebengel, was hast du dir dabei ge-

dacht, um Haaresbreite hätte ich dich aufgespießt«, es folgte das klatschende Geräusch einer kräftigen Ohrfeige und ich zuckte zusammen. »Warte nur Bürschchen, das wirst du mir büßen. Einfach ungefragt abhauen«, donnerte die Stimme weiter.

»Hunter, bitte ...«, flehte Little Fothergill.

»Was ist los?«, fragte einer der anderen Männer. »Hast du das Weibsstück?«

»Nein, aber unseren kleinen Ausreißer«, entgegnete der, den Little Fothergill Hunter genannt hatte.

Ein zweiter Mann stieß zu den beiden. »Bist du hier oben allein?«, wollte er wissen.

»Aye, Portman, Sir«, antwortete Little Fothergill kleinlaut.

»Und du bist dir sicher, dass du niemanden sonst gesehen hast?«, erkundigte sich Portman.

»Ganz sicher«, wimmerte Little Fothergill.

»Wehe, wenn du lügst, dann wird dir Thornton ordentlich das Fell gerben.«

»Das wird er sowieso tun«, warf der Dritte in schadenfrohem Tonfall ein.

Zwei Männer machten sich auf, die Leiter hinabzusteigen, aber sie waren zu viert. Offensichtlich mussten zwei noch bei mir auf dem Heuboden sein. Mit rasendem Herz hockte ich mucksmäuschenstill unter dem Heuberg und wagte nicht die kleinste Bewegung.

Sekundenlang herrschte angespannte Stille, dann hörte ich Hunter leise fragen: »Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?« Seine Stimme klang nun nicht mehr befehlend, sondern ernsthaft besorgt.

Little Fothergill blieb stumm.

»Ich habe deiner Mutter versprochen, auf dich Acht zu geben, aber das kann ich nicht, wenn du solche Dummheiten machst. Herrgott noch mal, Thornton wird dich grün und blau prügeln oder Schlimmeres mit dir anstellen. Und diesmal kann ich dir nicht helfen«, flüsterte Hunter in einem Tonfall, der irgendwo zwi-

schen abgrundtiefer Sorge und ebensolcher Erregung lag.

»Ich weiß, Onkel«, gab der Junge kleinlaut zurück.

»Komm jetzt und hilf uns, die entflohene Gefangene zu suchen. Wenn du dich die nächsten Stunden ordentlich schickst, kann ich versuchen, bei Thornton um mildernde Umstände für dich zu bitten.«

Die beiden machten sich daran, die Leiter hinunterzuklettern. Bei der Vorstellung, was Little Fothergill blühte, zog sich mein Magen krampfartig zusammen und bescherte mir ein unvermutet schlechtes Gewissen. Kurz zog ich in Erwägung, mich zu stellen, doch damit wäre Little Fothergills ehrenhaftes Einschreiten umsonst gewesen. Außerdem half es bei nüchterner Betrachtung weder dem Jungen noch mir weiter. Ich tröstete mich damit, dass Little Fothergill den Mann mit *Onkel* angesprochen hatte, als die beiden alleine waren. Vielleicht gab es doch jemanden, der ihn beschützte.

Ich wartete so lange ab, bis ich mir absolut sicher war, dass Thorntons Männer die Scheune verlassen hatten. Vorsichtig pirschte ich zur Leiter und sah in den Stall hinunter. Ich war wieder allein.

Ratlos ließ ich den Blick über den Heuboden gleiten. Die nächsten Stunden mochte ich hier in Sicherheit sein, aber ich hatte Hunger und Durst. Und auch mein dringlichstes Problem wurde durch noch längeres Ausharren nicht gelöst: Ich musste endlich eine Möglichkeit finden, diese Insel zu verlassen.

∞ 5. KAPITEL ∞

Mit Sicherheit gab es in der Stadt Hurenhäuser, die weniger gut besucht waren, als dieser gottverdammte Stall.

Ich war genau die Hälfte der Leiter abwärts geklettert, als sich die Tür erneut öffnete. Stumm verfluchte ich all jene Momente, in denen ich irgendwann in meinem Leben einmal zu lange gezögert hatte.

Am Fuß der Leiter stand eine dunkelhaarige Frau, ungefähr in meinem Alter und mit meiner Statur. Sie hielt in jeder Hand einen Eimer Hafer und starrte mich ebenso überrascht wie neugierig an. Glücklicherweise machte sie keine Anstalten um Hilfe zu schreien oder aufgeregt davonzulaufen. Zögernd kletterte ich die Leiter hinunter.

»Es ist alles ganz anders, als Ihr denkt«, setzte ich zu einem zaghaften Erklärungsversuch an.

»Was tut Ihr hier?«, fragte sie mich in einem Englisch, dem ein starker spanischer Akzent anhaftete.

Ich lächelte verlegen und hob die Schultern, denn ich war mir überzeugt, ganz gleich, welche Antwort ich ihr gab, es änderte nichts an meiner Lage.

Die Frau musterte mich von Kopf bis Fuß und umrundete mich dabei, wie eine Berglöwin, die ihre Beute umkreist. »Ihr seid die Engländerin, nach der sie suchen. Nicht wahr?«

Die Nachricht von meiner Flucht schien sich lauffeuerartig über die Insel zu verbreiten. Ich nickte ergeben, Leugnen war ohnehin zwecklos.

»Ihr müsst schleunigst verschwinden«, sagte sie und dirigierte mich mit ihren Eimern in den Händen auf eine unscheinbare Tür neben den Pferdeställen zu. Dort stellte sie die Eimer ab und nahm mich bei der Hand. Widerstandslos ließ ich mich von ihr durch einen dunklen Raum führen, der als Sattelkammer diente, und an den eine weitere kleine Kammer angrenzte. Sie öffnete die Tür und wies mich mit einem Kopfnicken an, dass ich Eintreten sollte.

»Wartet hier und verhaltet Euch ruhig, bis ich wiederkomme«, befahl sie.

»Was ...«

Die Frau schnitt mir das Wort ab. »Ihr braucht keine Angst zu haben, ich werde Euch helfen«, ihre herben Gesichtszüge zeigten den Ansatz eines Lächelns. »So gut ich es kann«, fügte sie eilig hinzu und schloss die Tür zur Kammer.

Ich blickte mich verloren um. In dem stockfinsternen Raum gab es nichts, was meinen Augen einen Anhaltspunkt bot. Dafür roch es nach Leder, Holz und Fett. Um mich zu orientieren, tastete ich mich an der Wand entlang. Mit einem Mal hielt ich etwas Derbes in der Hand, das sich wie eine gegerbte Tierhaut anfühlte. Ein Stück weiter stieß ich auf ein Regal mit Tuchballen. Ich arbeitete mich im Dunkeln auf die gegenüberliegende Seite vor. An der Wand waren Haken befestigt, von denen unterschiedlich dicke Lederriemen herabhingen, wie sie für die Fertigung von Pferdegeschirren benutzt wurden. Langsam bekam ich eine Vorstellung, wo ich mich befand. Ich hielt mich in einer Art Lagerraum auf und alles, was ich auf meiner Erkundungstour in Händen gehalten hatte, wurde für die Herstellung oder die Reparatur von Sätteln und Zaumzeug benötigt. Ein weiteres Mal durchquerte ich die Kammer, diesmal suchte ich die Tür. Zu meiner Erleichterung gab das

Türblatt nach, als ich versuchte, sie zu öffnen. Demnach konnte ich jederzeit fliehen.

Ich hörte Schritte. Instinktiv wich ich zwischen die gegerbten Häute zurück. Ein spärlich erhelltes Dreieck zeigte sich auf dem Boden, dann trat die schmale Gestalt der Dunkelhaarigen in den Lichtkegel. Sie hielt einen Kerzenhalter in der Hand. In der anderen trug sie einen Weidenkorb. »Entschuldigt bitte, aber mein Mann hat mich aufgehalten und ...«, sie wies mit einer Kopfbewegung auf den Korb, »... er braucht von alledem nichts wissen.«

Sie stellte die Kerze auf den Arbeitstisch an der Wand. Die Flamme tauchte die Kammer in flackerndes Licht und offenbarte mir, dass mich meine Sinne zuvor nicht getäuscht hatten.

»Euer Gemahl ist Sattler?«, fragte ich.

»Ja. Und Ihr müsst Euch beeilen.« Mit derselben Hast, mit der sie gesprochen hatte, zog sie das Tuch weg, das den Inhalt des Korbes vor neugierigen Blicken verbarg. »Ich habe Euch ein frisches Gewand gebracht. Es ist zwar nur ein Kleid unserer Magd, aber es ist sauber und weniger auffällig, als die Sachen, die Ihr gerade am Leib tragt. Außerdem findet Ihr einen Schlauch mit Wasser und getrocknete Früchte in dem Korb. Mehr konnte ich in der Kürze der Zeit nicht auftreiben. Und nun macht schnell, damit Euch mein Mann nicht entdeckt.«

Ich war zutiefst gerührt, aber zu verwirrt, um mich zu bedanken. »Warum tut Ihr das für mich?«, fragte ich den Tränen nahe.

»Sagen wir einfach: Ich mag die Engländer nicht. Es ist ein offenes Geheimnis, dass sie die Herrschaft über diese Inseln anstreben. Mein Gemahl macht allerdings gute Geschäfte mit ihnen, deshalb ... Beeilt Euch einfach, denn ...« Sie senkte den Blick. »Ihr habt eine Viertelstunde, höchstens.«

»Ich danke Euch vielmals. Wie ist Eurer Name, Ma'am?«

»Rosa.«

»Danke, Rosa.«

Sie lächelte. »Eine Viertelstunde, dann seid Ihr verschwunden. Eurer Kleid legt Ihr in den Korb unter das Tuch.« Rosa stand bereits in der Tür. »Und vergesst nicht, die Kerze zu löschen«, mahnte sie und ließ mich stehen.

Ich konnte kaum fassen, welch ungeheures Glück mir dank Rosas unerwarteter Hilfe erneut widerfuhr. Allerdings blieb mir auch nicht viel Zeit darüber nachzudenken. Hastig nahm ich den Wasserschlauch aus dem Korb, öffnete ihn und trank in gierigen Schlucken. Mit ein paar Spritzern Wasser säuberte ich mein Gesicht. In Windeseile zog ich mein dreckiges Kleid aus und schlüpfte in mein neues Gewand. Zu meiner Freude passte es mir erstaunlich gut. Ich band den Beutel mit Trockenfrüchten an meinem Gürtel fest.

Hektisch wanderten meine Finger über den Boden des Korbes, um zu prüfen, ob sich noch etwas darin befand. Als meine Finger einen gezackten Gegenstand ertasteten, musste ich schmunzeln. Rosa hatte wirklich an alles gedacht und auch einen Kamm in den Korb gelegt.

Mein Bemühen um eine ordentliche Frisur blieb ohne Erfolg. Wie befürchtet, war mein Haar verfilzt, und ich hätte Stunden benötigt, um meine Lockenpracht von sämtlichen Heuhalmern zu befreien. Was ich gerade tat, war reine Zeitverschwendung. Ich legte den Kamm zur Seite, riss ein Stück Stoff aus dem Rock meines alten Kleides und band damit meine Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen. In Anbetracht meiner Lage hielt ich selbst die kleinste Veränderung meines Äußeren für hilfreich. Wie Rosa es mir befohlen hatte, legte ich alles in den Korb zurück und stahl mich aus dem Pferdestall.

Die breite Straße entlang des Hafens lag in der vollen Sonne, und die Wärme, die vom staubigen Pflaster aufstieg, ließ die Hitze des Tages bereits erahnen. Nach der Dunkelheit in der Kammer benötigten meine Augen Zeit, um sich an das grelle Sonnenlicht zu gewöhnen. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war, aber rund um den Hafen herrschte geschäftiges Treiben. Es wurde be- und entladen, Arbeiter drängten durch das Gewirr an Wagen und Handkarren zu den Lagerhäusern oder zu den jeweiligen Schiffen.

Ich bemühte, mich auf eventuelle Verfolger zu konzentrieren, was sich als ein Ding der Unmöglichkeit entpuppte, denn im Gedränge fielen mir bestenfalls die Uniformierten auf. Ich entschied, die belebte Promenade zu verlassen. Hinter der Hafenanlage mit ihren hohen Befestigungsmauern wurden die Gassen enger, leider waren nicht weniger Menschen unterwegs. An den breiteren Stellen und auf den unzähligen kleinen Plätzen hatten sich Händler versammelt, die ihre Waren anpriesen. Mehr als einmal lief mir das Wasser im Mund zusammen, wenn ich an einem Obst- oder Fleischstand vorüberging und mir ins Gedächtnis kam, dass ich seit mehreren Monaten keine anständige Mahlzeit mehr zu mir genommen hatte. Die vielen Menschen, die ich anfangs als bedrohlich empfunden hatte, boten mir nun Schutz und ich ließ mich einfach mit dem Strom treiben. Ich konnte nicht genau sagen, wie lange ich schon durch die Straßen von Santa Cruz irrte, aber nachdem die Sonne nahezu senkrecht am Himmel stand und selbst die schmalsten Gassen mit Licht erfüllte, nahm ich an, dass es um die Mittagszeit war.

Obwohl mir zwischenzeitlich etliche Male britische Soldaten und auch uniformierte Einheiten der *East India Trading* begegnet waren, hatte niemand von mir Notiz genommen. In meinem derben hellgrauen Leinenkleid hielten sie mich offensichtlich trotz meiner hellen Haare für eine Magd.

Ich überquerte einen weiteren Platz, auf dem ein Markt stattfand. Was zum Verkauf angeboten wurde roch ich lange, bevor ich es sah. Ich befand mich eindeutig auf dem Fischmarkt von Santa Cruz.

Die unterschiedlichsten Fischarten lagen auf dem blanken Holz oder in Körben, wieder andere in Holzbottichen mit Wasser, hier und da zappelte sogar noch einer. Es stank bestialisch nach den Abfällen, die sich neben den Ständen auf dem Pflaster verteilten und in der prallen Sonne, begleitet von riesigen Fliegenschwärmen, allmählich verfaulten. Mein Magen drohte zu rebellieren. Ich eilte weiter, um den penetranten Gestank hinter mir zu lassen. An einem Brunnen blieb ich stehen, die zunehmende Hitze machte mich durstig und das Knurren meines Magens, das mich schon eine Weile begleitete, war ein sicheres Anzeichen für Hunger. Ich löschte zuerst meinen Durst, anschließend setzte mich in den Schatten einer Hauswand, nestelte den Beutel mit Trockenfrüchten von meinem Gürtel, griff hinein und schob mir gierig eine Handvoll Früchte in den Mund. Rosa hatte Aprikosen, Äpfel, Feigen und Datteln hineingegeben und sie schmeckten köstlich. Im Vergleich zu den wässrigen Suppen, die es an Bord der *Aberdeen* gegeben hatte, barg der Inhalt meines Lederbeutels ein geradezu festliches Mahl.

Ich inspizierte meine Umgebung. Mittlerweile musste ich ein gutes Stück vom Hafen entfernt sein, denn die Straße zwischen den weiß gekalkten Häusern war, bis auf eine kleine Gruppe von Seeleuten, menschenleer. Ich wollte von den Männern um keinen Preis angesprochen werden, deshalb stand ich auf.

Ich senkte den Kopf und machte mich daran, mein Kleid in Ordnung zu bringen, in der Hoffnung, dass mich die Kerle in derselben Weise ignorierten, wie ich es mit ihnen tat.

Mein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Zwei stämmige Exemplare lösten sich aus dem Tross und kamen zu mir herüber. Links und rechts von mir blieben sie stehen. Der Linke, ein Rothaariger mit sommersprossigem Pferdegesicht, packte meinen Oberarm. Er zog mich dicht an sich heran.

»Na, Püppchen, so ganz allein?« Die Worte trieben mir seinen schlechten Atem ins Gesicht. »Möchtest du, dass wir dir ein bisschen Gesellschaft leisten?«

Ich schüttelte wortlos den Kopf und versuchte mich erfolglos aus seinem Griff zu winden. Der Rechte, ein kleiner kräftiger Blonder, umfasste währenddessen meine Taille.

»Sieh an, das Weib spricht nicht mit jedem. Wir sind ihr wohl nicht gut genug. Wartest wohl auf einen Edelmann«, höhnte er und hob in einer verächtlichen Geste meinen Rock an.

»Vielleicht ist sie auch bloß schüchtern«, gab der Rote zurück.

Der Blonde grinste. »Wer wird sich denn so zieren?« Sein Gesicht kam näher, seine Hände machten sich an meinem Ausschnitt zu schaffen und entblößten meine Schulter, dann spürte ich seine, von einem filzigen Vollbart bedeckten Lippen auf meiner Haut. Ekel stieg in mir auf. Es bestand für mich kein Zweifel daran, die beiden hielten mich für eine der vielen Huren, die sich in der Stadt tummelten. Ich stieß den Vollbärtigen von mir weg und spuckte ihm ins Gesicht. Postwendend traf mich eine Ohrfeige, die meinen Kopf schmerzhaft gegen die Schulter des Pferdegesichtigen prallen ließ.

»Dem Weibsstück fehlt es gehörig an Manieren«, blaffte dieser und manövrierte mich geradewegs in die Arme seines Begleiters.

»Die können wir ihr beibringen!«, erwiderte der Rothaarige.

Er packte mich bei den Schultern und drückte mir seinen Unterarm vor die Kehle. Mit aller Kraft klemmte

er mich zwischen seinem Körper und der Hauswand fest, während seine Hand den Weg unter meinen Rock suchte. Ich bekam kaum noch Luft, aber noch schlimmer als das waren die schwieligen Finger, die sich augenblicklich gierig an der Innenseite meiner Schenkel hocharbeiteten. Ich presste meine Beine zusammen. Sein Arm löste sich von meinem Hals, wenigstens konnte ich wieder frei atmen. Der Blonde trottete zurück zu seinen Leuten, anscheinend hatte er zu Gunsten seines pferdegesichtigen Begleiters die Segel gestrichen. Auch wenn meine Chance verschwindend gering war, mit heiler Haut aus dieser Sache herauszukommen, so musste ich es zumindest probieren. Ganz gleich, was dieser Bastard auch in der nächsten Sekunde mit mir anstellte, ich zwang mich stillhalten, bis ...

Er drückte seinen Unterleib gegen meinen; sein feuchtwarmer Atem kam stoßweise über seine Lippen und streifte mein Ohr. »Ich mag es, wenn du dich ein bisschen wehrst«, murmelte er lüstern.

Noch immer rührte ich mich nicht. Seine linke Hand war zu meinen Brüsten hinabgewandert und begann sie grob zu quetschen.

Ich verdrängte meine Angst, drehte mich um, lächelte ihm entgegen und zog mein rechtes Knie an. Seine hektisch tastenden Finger waren nun da, wo ich sie nie haben wollte. An seinem dreckigen Grinsen erkannte ich, dass er sich am Ziel wähnte.

»Du willst es doch auch, Schätzchen.« Wollüstig grinsend zog er die Hand unter meinem Rock vor und begann, seine vor Dreck starrende Hose zu öffnen.

Ich lächelte erneut, diesmal jedoch vor Erleichterung und auch ein bisschen vor Dankbarkeit für diese Möglichkeit. Mein Bein schnellte nach vorn und traf mein Gegenüber zielgenau in sein Gemächte. Meinem Peiniger fror das dämliche Grinsen in seiner Visage fest, bevor er sich mit beiden Händen in den Schritt fasste

und mit einem undefinierbaren Laut vor mir auf die Knie sank.

»Aber nicht mit dir«, fauchte ich und rannte los. Hinter meinem Rücken hörte ich eine besorgt klingende Stimme rufen: »Portman, was ist los mit dir?«

An der nächsten Kreuzung sah ich noch einmal zurück. Der vollbärtige Blonde deutete in meine Fluchtrichtung. Die Ersten setzten bereits zur Verfolgung an.

Ich lief so schnell ich konnte. Wohin war mir für den Moment völlig egal. Instinktiv hatte ich den Weg zum Hafen eingeschlagen, denn die umliegenden Gebäude kamen mir bekannt vor und auch in den Gassen herrschte wieder das vertraute Gedränge. Ich huschte in einen der zahlreichen Hinterhöfe, denn ich benötigte eine Verschnaufpause. Und falls sie mir noch nachstellten, würden sie mich hier nicht sofort entdecken.

Meine Lungen brannten vom Staub der Straße. Jeder Atemzug schmerzte und ich hatte das dringende Bedürfnis mich auszuruhen. Trotz aller Erschöpfung setzte ich mich nicht, sondern richtete weiterhin meinen Blick auf die Straße hinaus.

Portman. Der Name ging mir nicht aus dem Sinn. Einer der Matrosen hatte den Pferdegesichtigen *Portman* genannt, da war ich mir absolut sicher. Und einer der Kerle, die bei Tagesanbruch den Pferdestall durchsucht hatten, trug denselben Namen. Unweigerlich schlich sich Little Fothergill in mein Gedächtnis und ich fragte mich, wie es dem Kleinen in der Zwischenzeit ergangen war.

Seit geraumer Zeit wartete ich nun in dem Hinterhof ab und beobachtete die Straße. Da von meinen Verfolgern weiterhin jede Spur fehlte, mischte ich mich wieder unters Volk.

Meine Aufregung begann sich gerade etwas zu legen, als ich Portman und seinen vollbärtigen Begleiter entdeckte. Die beiden kamen mir vom oberen Ende der

Straße entgegen und nachdem ich ihnen nicht noch einmal in die Arme laufen wollte, entschied ich mich in Sekundenschnelle.

Neben mir lag der Eingang zu einem Gasthaus. Ich öffnete die Tür und flüchtete hinein.

∞ 6. KAPITEL ∞

Abgestandene, Tabakrauch geschwängerte Luft schlug mir beim Eintreten entgegen und machte das Atmen schwer. Im Vergleich zum grellen Tageslicht auf der Straße, war es im Innern der Schenke geradezu dunkel. Daran änderten weder die schmiedeeisernen Kronleuchter etwas, die von der Decke hingen, noch die Öllampen, die auf den Tischen standen. Meine Augen benötigten eine Weile, bis nach und nach das Treiben um mich herum Konturen gewann.

Das Gasthaus bestand aus einem großen Raum, der mit langen Holztischen und einfachen Bänken ausgestattet war. Lediglich im hinteren Teil gab es ein paar einzelne Tische, die durch mannshohe Holzwände voneinander getrennt waren.

Der Geräuschpegel war enorm und das Stimmengewirr aus unterschiedlichen Sprachen, das mich umfing, erinnerte an das Summen in einem Bienenstock. Mit einem Mal sehnte ich mich nach der Ruhe in dem Hinterhof zurück.

Akribisch suchte ich jeden Tisch nach Uniformierten ab. Gottlob ich entdeckte weder britische Soldaten noch Offiziere der *East India Trading*, sondern nur einen Haufen Matrosen, die bei ihrem Landgang auf der Suche nach käuflichem Vergnügen waren. Eine der grell geschminkten Damen warf mir einen bösen Blick zu, offensichtlich betrachtete sie mich als Konkurrentin. Ich beachtete sie nicht weiter, denn ich wollte keinen

Streit riskieren, der am Ende mehr Aufmerksamkeit auf mich lenkte, als mir lieb war.

Der Duft von Hammeleintopf stieg mir in die Nase. Ein Apfel und eine Handvoll Trockenfrüchte waren bislang meine einzige Nahrung gewesen, und angesichts des Wohlgeruchs, meldete sich mein Hunger zurück. Leider besaß ich nicht das nötige Geld für eine anständige Mahlzeit, so naschte ich aus meinem Früchtebeutel, während ich mich bemühte, das Geschehen im Schankraum im Blickfeld zu behalten. Ich konnte von Glück sagen, dass mich die Wirtin noch nicht bemerkt hatte. Mit Sicherheit wäre sie über mein mitgebrachtes Essen wenig erfreut gewesen und hätte mich ohne mit der Wimper zu zucken, vor die Tür gesetzt. Dabei wollte ich im Augenblick nur ein unauffälliger Teil dieser Gemeinschaft sein.

Mein Interesse galt mit einem Mal dem hinteren Bereich des Gastraumes. Dort stand gerade an einem der Tische ein hünenhafter blonder Mann von seinem Stuhl auf und winkte die Wirtin herbei. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, dazu war es viel zu laut, doch seinen Gesten nach, verlangte er eine Geige. Die vollleibige Frau nickte und eilte davon, um wenig später tatsächlich mit einer Fiedel in der Hand herbeizueilen. Der Blonde erhob sich abermals, bedankte sich mit einer höflichen Verbeugung und nahm der Wirtin das Instrument ab. Danach setzte er einen Fuß auf den Stuhl und hob die Geige an sein Kinn. Das Stimmengewirr erstarb im selben Moment, als er die ersten wenigen Töne in den Raum entließ. Der Blonde legte erneut den Geigenbogen an und spielte die Melodie noch einmal von vorn. Alle Augenpaare in der Schenke waren auf den Violinenspieler gerichtet, die Ersten begannen den Takt zu klatschen. Einige kannten sogar den Text und sangen nun lauthals mit. Ich strahlte innerlich vor Freude, als ich merkte, dass sie auf Gälisch sangen, denn das

bedeutete, der Geigenspieler musste Schotte oder Ire sein.

Die Stimmung im Wirtshaus stieg weiter an. Ein Matrose zog eine kleine Flöte aus seinem Hemd hervor und stimmte in die Melodie ein. Plötzlich war der ganze Gastraum in Bewegung. Seit Monaten hatte ich nicht mehr so viele unbekümmerte Menschen gesehen. Die Ausgelassenheit in der Schenke war ansteckend und so begann ich ebenfalls, leise das Lied vor mich hin zu summen.

Am Tisch des Blondes saß auch dunkelhaariger Mann mit südländischem Einschlag. Anfangs schenkte ich ihm nur mäßige Beachtung, denn das leidenschaftliche Geigenspiel seines Begleiters nahm mich gefangen.

Unsere Blicke trafen sich flüchtig, als der Dunkelhaarige aufstand und der Wirtin in den Weg trat. In einer eleganten Bewegung nahm er der stämmigen Frau das Tablett aus der Hand, um es auf dem nächstbesten Tisch abzustellen. Dann nahm er sie in seine Armen und führte sie unter dem Jubel der Anwesenden zum Tanz.

Der Blonde war wirklich ein begnadeter Fiedler. Selten hatte mich ein Geigenspiel so mitgerissen und mein Herz berührt. Das Musikstück näherte sich seinem Höhepunkt. Noch einmal steigerte er das Tempo, der Flötenspieler verhaspelte sich und setzte aus, dafür gab es für das Publikum nun kein Halten mehr. Fast alle Gäste waren aufgestanden, klatschen oder stampften den Takt. Frenetische Pfiffe kamen aus der Menge und feuerten den Geigenspieler unaufhörlich an.

Ich fasste mir ein Herz und ging zu ihm hinüber. Als ich vor ihm stand, zwinkerte er mir spitzbübisch zu und belohnte sein Publikum mit einem überwältigenden Finale. Nachdem das Stück zu Ende war, ließ er die Geige sinken, und verbeugte sich. Unter tosendem Applaus verlangten die Anwesenden eine Zugabe. Der

Blonde ließ sich nicht lange bitten und musizierte weiter.

Kaum erklangen die ersten Töne, da fühlte ich, wie sich zwei warme Hände sanft auf meine Hüften legten und mich ein schwacher Duft von Lavendel und Sandelholz umfing. Überrascht drehte ich mich um. Der Dunkelhaarige stand hinter mir. Er schenkte mir ein ebenso entwaffnendes wie charmantes Lächeln und bat mit einer höfisch anmutenden Referenz um diesen Tanz. Ich freute mich über die Aufforderung und das Glück, das mir soeben in Gestalt eines attraktiven Tanzpartners begegnete. Für einen kurzen Moment waren meine Probleme ohne Bedeutung.

Die Melodie der Fiedel verklang. Wieder wollte die Menge eine Zugabe, doch der Blonde legte die Geige vor sich auf den Tisch und bat um eine Pause, die ihm sein Publikum nur widerwillig gewährte.

Der Dunkelhaarige hielt noch immer meine Hand. Er musterte mich mit einem Blick, von dem ich nicht wusste, wie ich ihn deuten sollte. Aber da er mit Sicherheit keine Frau fürs Leben suchte, sah er in mir vermutlich eine Art Beute.

»Ich danke Euch für diesen Tanz, Madame«, sagte er in nahezu akzentfreiem Englisch, lediglich die Betonung, mit der er das Wort *Madame* aussprach, verriet seine französische Herkunft.

Anstatt mit einer geistreichen Antwort die Konversation in Gang zu halten, war ein verlegenes Lächeln alles, was ich zustande brachte. Ich widerstand der Versuchung, mich selbst zu ohrfeigen, denn wahrscheinlich hatte ich in dieser Sekunde meine bisher erfolgversprechendste Chance verspielt, von dieser verfluchten Insel wegzukommen. Ich seufzte stumm und machte mich zum Gehen bereit.

»Einen Augenblick, Lady«, hörte ich eine Stimme hinter meinem Rücken. Als ich im selben Moment auch noch eine Hand auf meiner Schulter fühlte, blieb mir

fast das Herz stehen. Mit einem flauen Gefühl in der Magengrube wandte ich mich um. Diesmal stand der Blonde hinter mir.

»Verzeiht bitte«, sagte er, »es war nicht meine Absicht, Euch zu erschrecken. Ich wollte Euch lediglich einen Becher Wein anbieten.« Ich musste ihn ziemlich entsetzt anstarren, denn er fügte entschuldigend hinzu: »Aber nur, falls es euch recht ist.«

Und ob mir das recht war. »Liebend gern. Euer hervorragendes Geigenspiel hat mich in der Tat durstig gemacht«, erwiderte ich.

»Danke für das Kompliment, Ma'am. Nehmt bitte an unserem Tisch Platz.« Er zog in bester Gentlemanmanier den Stuhl zurück, damit ich mich setzen konnte, während er bereits mit der förmlichen Vorstellung begann. »Mein Name ist Fynn O'Maley und der Herr zu Eurer Linken ist mein teurer Freund, Jaque Phillippe Ferrier.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Madame«, entgegnete Ferrier.

O'Maley füllte einen Becher mit Wein und schob ihn mir entgegen.

»Das Vergnügen ist auf meiner Seite, meine Herren.«, sagte ich und bedankte mich bei meinem Spender.

»Dann lasst uns auf einen schönen Abend anstoßen«, bemerkte Ferrier und hielt seinen Becher in die Höhe.

»Auf einen schönen Abend«, warf auch O'Maley ein, ich nickte zustimmend. Wenn ich Gast an diesem Tisch bleiben wollte, durfte mir kein Fehler unterlaufen.

»Verratet Ihr uns Euren Namen, Madame?«, erkundigte sich Ferrier. Seine Stimme war dunkel und rau wie ein guter schottischer Whisky, und sie klang angenehm warm. Trotzdem kroch mir bei seiner Frage eine eisige Gänsehaut den Rücken hinauf.

Was hatte ich erwartet? Dass mich zwei wildfremde Männer bereitwillig einluden und mir obendrein noch eine Passage, egal wohin, gewährten, ohne sich nach

meinem Namen zu erkundigen? Mein Innerstes mahnte zur Vorsicht, aber das änderte nichts daran, dass ich Ferrier eine Antwort schuldete.

Ich nannte ihm den ersten weiblichen Vornamen, der mir in Gedächtnis kam. »Eleonore.«

O'Maley nahm wieder die Geige zur Hand und machte sich für seinen nächsten Auftritt bereit. Er schien am weiteren Verlauf des Gesprächs nicht sonderlich interessiert.

»Eleonore«, wiederholte Ferrier. Er lächelte zwar, aber es war ein skeptisches Lächeln. »Ein hübscher Vorname, doch die meisten Menschen, die ich kenne, tragen auch einen Nachnamen.«

»Perth. Eleonore Perth«, sagte ich schnell.

»Nun gut, Eleonore Perth.« Ferriers Tonfall verriet, dass ihn meine spontane Namenswahl ganz und gar nicht überzeugte. Er sah sich suchend im Schankraum um. »Ich sehe nirgends einen Mann, der Euch begleitet. Darf ich fragen, was eine junge Frau wie Ihr mutterseelenallein in einem anrühigen Wirtshaus macht?«

Ich suchte fieberhaft nach einer Antwort. »Ich ... Ich suche Anschluss.« Irgendwie entsprach es sogar der Wahrheit.

»Oh, Ihr sucht Anschluss. Das ist ja mal eine nette Umschreibung«, er grinste äußert frivol. »Und was verlangt Ihr für Eure Dienste, Madame?«

Das ging zu weit. Ich brauchte nicht die Gesellschaft eines weiteren Mannes, der mich für eine Hure hielt. »Ich verlange gar nichts, mein Herr, denn ich leiste keine Dienste«, entgegnete ich erbst und stand auf.

Ferrier ergriff meine Hand. »Verzeiht, Madame Perth, aber ...«

O'Maleys Geigenspiel und die lautstarke Begeisterung seines Publikums verschluckten Ferriers letzten Worte und brachten das Gespräch zwischen uns zum Erliegen. Und da ich auch nicht die leiseste Absicht besaß, die Konversation nach seiner unverfrorenen Bemerkung

wieder in Gang zu bringen, machte ich es, wie die anderen Gäste in dieser Kaschemme. Ich wandte mich O'Maley und seiner Fiedel zu. Ferrier tat dasselbe; allerdings wurde ich das Gefühl nicht los, dass er mich weiterhin sehr genau beobachtete.

Tosender Beifall brandete durch den Raum, als O'Maley sein Musikstück beendet hatte. Er legte die Geige beiseite und setzte sich wieder zu uns an den Tisch.

»Fiedeln macht hungrig«, bemerkte er beiläufig, gab der Wirtin das Musikinstrument zurück und bestellte eine große Portion Hammeleintopf.

»Unsere reizende Begleitung heißt übrigens Eleonore Perth«, stellte mich Ferrier vor.

»Perth? Wie die Stadt in Schottland?«, fragte O'Maley.

»Ihr habt es erfasst«, entgegnete ich knapp. »Und Ihr seid Ire, Mr O'Maley?«

»Ja, Miss Perth, ich bin in Dublin geboren.«

»Mrs Perth, bitte.«

Ferrier musterte mich noch skeptischer als zuvor. »Ihr seid verheiratet?«

Ich ärgerte mich einmal mehr über mich selbst, denn mit jedem weiteren Satz manövrierte ich mich ein bisschen tiefer in eine Ausweglosigkeit, aus der ich nicht mehr herauskam.

»Ist das Verheiratetsein in Eurem Land so ungewöhnlich, Monsieur Ferrier?«, fragte ich spitz.

Ferrier schüttelte den Kopf. »Aber Ihr seid noch so ... jung.«

»Ich denke, ich bin alt genug. Und obwohl es Euch nichts angeht: Ich bin mit Mr Jonathan Perth verheiratet.« Ich fühlte den derben Leinenstoff meines Kleides zwischen meinen Finger und sagte: »Mr Perth ist Tuchhändler. Für Leinen.«

Ferrier wirkte immer noch nicht überzeugt, O'Maley hingegen schmunzelte, offenbar amüsierte ihn der Verlauf der Unterhaltung.

»Und wo befindet sich Euer Gemahl der Zeit?«, hakte Ferrier nach.

Hätte ich einen Wunsch freige habt, hätte dieser Ferriers unerschöpflich sprudelnden Fragenquell zum sofortigen Versiegen gebracht.

Ich räusperte mich. »Er ... Er ist geschäftlich in Massachusetts unterwegs.«

»Das ist weit entfernt von dieser Inselgruppe.«

»Ich reise allein, weil mich mein Gemahl leider nicht begleiten konnte.«

Unser Frage-und-Antwort-Spiel wurde unterbrochen, da die Wirtin den bestellten Hammelkopf und mehrere Löffel brachte. Teller schien es in dieser Schenke nicht zu geben. Ich starrte auf die dampfende Schüssel, der ein intensiver Geruch nach Schafsbock entstieg. Unter normalen Umständen hätte mir vor dem matschigen Inhalt gegraut, aber das hier waren keine normalen Umstände, und so lief mir allein bei dem Gedanken an eine anständige Portion Eintopf mit Fleisch das Wasser im Mund zusammen.

Ferrier reichte mir einen Löffel weiter.

»Danke, Monsieur Ferrier«, sagte ich höflich und begann gierig den ersten Löffel in mich hineinzustopfen. Das Zeug schmeckte besser als es aussah und roch.

»Allem Anschein nach reist Ihr nicht nur allein, sondern seid auch außerordentlich hungrig«, bemerkte Ferrier trocken.

»Die Mahlzeiten auf dem Schiff, mit dem ich hierher gekommen bin, waren nicht gerade ein Hochgenuss.«

»Welches Schiff hat Euch nach Santa Cruz gebracht, Madame Perth?«

Ich bewegte mich auf extrem dünnem Eis, denn Ferrier blieb leider skeptisch. Schnell schob ich mir einen

weiteren Löffel Eintopf in dem Mund, um Zeit für eine passende Antwort zu gewinnen.

Little Fothergill schmuggelte sich unvermittelt in mein Gedächtnis. Hastig schluckte ich den Bissen hinunter und fragte: »Kennt Ihr die *Alliance*, Sir?«

»Nein«, antwortete Ferrier.

»Sie gehört der *East India Trading* und auf ihr habe ich eine Passage nach England gebucht. Und um Eure Neugier endgültig zu befriedigen, Monsieur Ferrier, es sind familiäre Angelegenheiten, die mich in meine alte Heimat, Schottland, zwingen.«

Ferrier schwieg, dafür weckte mein letzter Satz O'Maleys Neugier. »Ihr kommt aus Schottland, Ma'am?«

»Ja, ursprünglich komme ich aus Kilchoman. Das liegt auf der Insel Islay in Nordwest-Schottland.«

»Ursprünglich?«, O'Maley nippte an seinem Wein. »Demzufolge lebt Ihr nicht mehr dort?«

Ich schüttelte den Kopf und setzte ein möglichst unbeteiligtes Gesicht auf. »Nein, vor einiger Zeit hat es mich und meinen Gemahl nach Quebec verschlagen.«

Das Lügen machte mir zwar keinen Spaß, trotzdem kamen jetzt die Worte erstaunlich leicht über meine Lippen.

»Was treibt einen Tuchhändler bloß in eine gottverlassene Gegend, in der es kaum Menschen gibt?«, fragte Ferrier.

»Ihr kennt diese Provinz?«

»Nein, und eigentlich möchte ich sie auch nicht kennenlernen. Niemand mit halbwegs klarem Verstand emigriert freiwillig in die einsamste und ärmste Kolonie, die die Französische Krone zu bieten hat, außer ...« Ferrier brach ab. Seine forschenden Augen durchbohrten mich wie ein Speer.

»Außer?«

Ferrier lächelte verklärt. »*Parlez-vous française, Madame Perth?*«

Mein Französisch ließ sich als schlecht bezeichnen, aber diesen Satz verstand ich. »*Naturellement, Monsieur!*«, antwortete ich daher selbstbewusst.

»*Y a-t-il beaucoup des cerfes dans des bois à Quebec?*«

Nein, dieser Schuft hatte nicht verklärt gelächelt, sondern hinterhältig gegrinst. Das wurde mir jetzt schlagartig klar, denn ich hatte nicht die leiseste Vorstellung, was den Inhalt seiner letzten Frage betraf. Von dem Angebot einer weiteren Portion Eintopf, bis hin zu einem anstößigen Antrag war alles drin. Dieser Mistkerl spielte mit mir, und anscheinend bereitete es ihm oben-drein sichtliches Vergnügen.

»Wie bitte?«, fragte ich.

»Ich denke, Ihr habt mich sehr wohl verstanden, Madame.« Er lächelte immer noch.

Also doch ein unsittlicher Antrag. »Und aus eben diesem Grund möchte ich Eure Frage unbeantwortet lassen«, entgegnete ich schroff.

»Warum so kratzbürstig?«

»Weil ich mit Sicherheit nicht die bin, für die Ihr mich haltet.«

»Da stimme ich Euch unumwunden zu.« Nun lächelte er überlegen. Er beugte seinen Kopf soweit zu mir herüber, dass ich den Wein in seinem warmen Atem roch. »Und ich sage Euch noch etwas, Ihr könnt mir keine Antwort geben, weil Ihr mich nicht verstanden habt. Verehrte Eleonore Perth, ich habe Euch nicht nach der Möglichkeit eines Beischlafs gefragt – und das habt Ihr Eurer abweisenden Reaktion nach doch vermutet. Nein, meine Liebe, ich wollte lediglich wissen, ob es in den Wäldern Quebecs viele Hirsche gibt. Meiner Meinung nach, eine einfach zu beantwortende Frage für jemanden, der seit Jahren dort lebt.«

Treffer und versenkt.

Er hatte mich überführt; Leugnen machte keinen Sinn mehr. Beschämt und ohne ihn anzusehen, hob ich die

Schultern. Er packte meinen Unterarm und drückte ihn auf die Tischplatte.

»Ihr tut mir weh«, sagte ich und unternahm einen unbeholfenen Befreiungsversuch.

Ferrier schenkte meinem Einwand keine Beachtung, sondern hielt mich weiterhin fest. »Also, was sucht Ihr hier? Anschluss oder Schutz?«, in seiner Stimme lag Bestimmtheit. »Es wird langsam Zeit, dass Ihr mir und meinem Freund die Wahrheit sagt. Und fangt bitte bei Eurem richtigen Namen an, *Mrs Perth*.«

Ich konnte seine Reaktion verstehen, aber auch in mir regte sich ein Anflug von Groll. »Ihr wollt die Wahrheit, Monsieur Ferrier?« Ich atmete tief durch, um meine Fassung nicht völlig zu verlieren. »Die Wahrheit wäre ein Aderlass meines Herzens, und Ihr solltet sehr behutsam sein, wenn Ihr tatsächlich bis dorthin vordringen wollt.« Ich machte eine Pause und hielt ruhig seinem forschenden Blick stand. Dann sprach ich weiter: »Ihr habt recht, ich habe Euch einen falschen Namen genannt. Mein richtiger Name ist Gwentyth Mary McDonnell. Ich weiß nicht, ob Ihr darüber Bescheid wisst, aber die Zeiten sind im Moment unsicher. Ganz gleich, ob in Schottland oder in den Überseekolonien. Es ist nicht schwer bei der Regierung in Ungnade zu fallen und ist das erst einmal geschehen, wird man erbarmungslos verfolgt. So ist es auch den McDonnells ergangen. Warum, tut nichts zur Sache, doch lasst Euch gesagt sein, wir haben tatsächlich in einer abgelegenen Kolonie der Britischen Krone ein neues Leben angefangen. Eine Zeitlang sah es so aus, als könnten wir dort in Frieden leben, bis unsere Familie Opfer einer Intrige wurde.« Ich fühlte mich plötzlich aus allen Richtungen beobachtet und meine Augen durchstreiften rastlos den Raum. »Laut den Aussagen des Gouverneurs habe ich mich des Hochverrats schuldig gemacht. Ich denke, Ihr wisst, was das letztendlich bedeutet. Das nächste wie auch das letzte Ziel in meinem Leben ist irgendein modriges

Gefängnis in London mit anschließender Hinrichtung. Sofern kein Wunder geschieht.« Ich senkte den Blick und schüttelte den Kopf. Meine Stimme klang mit einem Mal erstickt. »Das Kriegsschiff, auf dem ich mich befand, geriet vor zwei Tagen in einen Sturm und wurde schwer beschädigt. Da es repariert werden muss, sollte ich in Santa Cruz an ein anderes Schiff übergeben werden, das mich nach London bringen sollte. In der vergangenen Nacht bin ich geflohen. Und ... und jetzt sitze ich an Eurem Tisch. Das ist die Wahrheit, meine Herren. Ihr könnt mir glauben oder auch nicht«, schloss ich flüsternd. Mehr wollte ich nicht sagen und mehr brauchten meine Tischgenossen für den Anfang auch nicht zu wissen.

»Wie heißt das Schiff?«, fragte O'Maley, der bis dahin geschwiegen hatte.

»Es ist die *HMS Aberdeen*.«

Der Ire nickte nur wortlos.

»Was ist während des Sturms passiert?«, fragte Ferrier. Sein Tonfall zeigte an, dass sich sein Misstrauen allmählich in Neugier verwandelte.

Ich hob die Achseln. »Genau weiß ich das nicht. Ich vermute, bei dem schweren Wellengang hat sich eine der Kanonen losgerissen. Jedenfalls klaffte ein riesiges Loch in der Bordwand, als sie mich an Deck brachten.«

»Jaque, die Lady sagt die Wahrheit«, ergriff O'Maley für mich Partei. »Im Hafen liegt tatsächlich ein britisches Kriegsschiff, das die von ihr beschriebenen Schäden aufweist.«

Ferrier fuhr sich nachdenklich mit der Hand über die Stirn. »Und wie sieht Euer weiterer Plan aus, Madame McDonnell?«, wollte er wissen.

Ich nahm meinen Mut zusammen. »Ich suche ein Schiff, das mich von dieser Insel wegbringt.«

»Und wohin soll die Reise gehen?«

»Das ist mir egal, Hauptsache ich bin außerhalb der Reichweite der Britischen Krone.«

»Dazu müsstet Ihr das spanische Festland erreichen und bis dahin ist es ein weiter Weg.«

»Ich weiß«, seufzte ich.

»Wisst Ihr auch, dass vor den Küsten der Kanarischen Inseln Dutzende britischer Kriegsschiffe kreuzen?«

»Was wollt Ihr damit andeuten, Ferrier?«

»Dass es ein nicht zu kalkulierendes des Risiko birgt, einer Verräterin zu helfen.«

Ferriers letzter Satz hallte unheilschwanger in meinem Kopf nach und löschte den Funken Hoffnung, der gerade eben aufglühen wollte.

»Könntet Ihr eine Passage bezahlen?«, fragte er.

Ich schüttelte mutlos den Kopf. »Wohl kaum, denn ich besitze nicht mehr, als das, was ich am Leib trage. Und ...«, ich legte den Lederbeutel, den mir Rosa gegeben hatte, auf den Tisch, »... und einen Beutel voll Trockenfrüchte.«

O'Maleys Mundwinkel bogen sich zu einem Lächeln nach oben, das immer breiter wurde. »Eurer Vermögen scheint recht überschaubar, Ma'am.«

Sein Lachen steckte mich an, obwohl mir eigentlich nicht danach zumute war. »Aber dafür ist es schmackhaft.« Ich öffnete den Beutel und streckte ihn O'Maley entgegen. »Ihr dürft Euch gern selbst überzeugen, Sir.«

O'Maley winkte ab, wobei er mitten in der Bewegung plötzlich ernst wurde. Seine Augen waren auf einen Punkt hinter meinem Rücken gerichtet.

∞ 7. KAPITEL ∞

Ich wagte nicht, mich umzudrehen, aber ich bemerkte die angespannte Stille, die sich in der Schankstube ausbreitete. Das Stimmengewirr, das bis dahin den Raum erfüllte, verstummte abrupt.

O'Maley gab mir ein Zeichen, mich nicht zu rühren. »Rotröcke«, flüsterte er.

Früher oder später mussten sie mir auf die Spur kommen. Ich schloss die Augen, faltete die Hände in meinem Schoß und schickte ein Gebet gen Himmel.

»So wie es aussieht, kontrollieren sie jede Frau in der Schenke. Nachdem das Wirtshaus berechnend voll ist, wird es eine Weile dauern, bis sie bei uns sind«, schlussfolgerte der Ire leise.

Ferrier sah in Richtung des Eingangs, dann winkte er die Wirtin an unseren Tisch. Er setzte ein unbeteiligtes Gesicht auf. »Habt Ihr eine Ahnung, was die Rotröcke hier wollen?«, fragte er.

»Sie suchen eine Engländerin. Ist wohl von dem Kriegsschiff abgehauen, das seit gestern im Hafen liegt.« Ihr Blick fiel zielsicher auf mich. Sie wusste ganz genau, dass ich Diejenige war. »Ist mir eigentlich auch egal, was die Bastarde wollen. Hauptsache sie verschwinden möglichst schnell wieder und lassen mein Wirtshaus heil«, sagte sie, ohne den Blick von mir zu wenden. »Falls Ihr versteht, was ich meine.«

»Ich verstehe Euch sehr gut«, antwortete Ferrier. Er legte einige Geldstücke auf den Tisch.

In der Geschwindigkeit, in der die Wirtin diese einschob, drängte sich mir die Vermutung auf, dass es wesentlich mehr war, als die Zeche ausmachte.

»Und genau aus diesem Grund«, fuhr Ferrier fort, »würde ich gern von Euch wissen, ob es noch einen zweiten Ausgang aus Eurem reizenden Gasthaus gibt.«

Die Wirtin nickte verschwörerisch. »Im ersten Stock befindet sich am Ende des Ganges, links, eine Kammer. Von dort aus führt eine Leiter in den Hinterhof. Danach müsst ihr selbst sehen, wie Ihr weiterkommt.«

»Wie heißt Ihr, Madame?«

»Carmen.«

»Danke, Carmen«, sagte Ferrier und legte noch zwei weitere Münzen auf den Tisch.

Carmen beugte sich noch einmal zu uns herab, während sie das Geld einstrich und flüsterte: »Viel Glück.« Anschließend räumte sie beiläufig den Tisch ab und verschwand im Getümmel.

Ferrier erhob sich. Er reichte mir die Hand. »Kommt, Madame. Es wird Zeit, dass wir uns zurückziehen.«

»Ihr wollt mir wirklich helfen?« Wieder raste mein Herz, als ich im Aufstehen seine Hand ergriff, denn unter meine Freude mischte sich auch die Angst vor seiner Antwort.

»Wenn wir Euch nicht Eurem sicheren Tod überlassen wollen, bleibt mir und meinem Freund kaum eine andere Wahl.«

»Warum tut Ihr das?«

»Wollt Ihr diskutieren oder Eure Haut retten?«, fragte O'Maley mit einem Kopfnicken, das in die Mitte des Raumes wies.

Bisher hatte ich es vermieden, nun riskierte ich doch einen flüchtigen Blick. Ich erkannte Fairwick und den Mann, den Little Fothergill Edward Thornton genannt hatte.

Thornton hob den Kopf und sah in unsere Richtung. Ob ich ihm tatsächlich auffiel, konnte ich nicht mit

Bestimmtheit sagen, zumindest machte er keine Anstalten, sofort zu uns herüberzueilen. Wozu auch? An ein munteres Herausspazieren, durch die Eingangstür, war ohnehin nicht mehr zu denken, da dort bereits mehrere Wachposten Stellung bezogen hatten. Wenn wir das Gasthaus noch verlassen wollten, blieb bloß der von Carmen beschriebene Weg.

Ich suchte Ferriers Blick. Er schien meine Besorgnis zu spüren, denn er drückte aufmunternd meine Hand, senkte seinen Kopf an mein Ohr und wisperte: »Vertraut mir, Teuerste. Und bitte haltet den Mund, auch wenn das der holden Weiblichkeit im Allgemeinen schwerfällt.«

»Ihr seid frech und ihr seid ein Schuft, Ferrier«, knurrte ich.

Mein Retter strich mir zärtlich über die Wange. »Aber momentan Eure einzige Hoffnung, *chérie*.«

Das entsprach leider voll und ganz der Wahrheit.

Wir hatten das Ende des Ganges erreicht, als Fairwicks Stimme zu uns heraufdrang.

»Wo ist die Frau?«, fragte der Commander.

Ich blieb wie versteinert stehen. Mein Herz bebte in meiner Brust, und ich war unfähig weiterzugehen.

Fairwick hatte O'Maleys Tisch erreicht, denn ich hörte den Iren freundlich erwidern: »Welche Frau, Sir?«

»Die blonde Frau, die eben noch an Eurem Tisch saß.«

»Ihr müsst Euch irren, ich bin allein ...«

»Seltsam, vor ein paar Minuten ward Ihr es noch nicht«, schnitt Fairwick O'Maley das Wort ab. »Also, wo sind Eure Freunde abgeblieben?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Ihr sprecht«, entgegnete O'Maley.

»Könnt Ihr lesen?«

»Ja.«

»Dann lest das hier.«

»Ein Deportationsbefehl.«

»Sehr richtig. Wir suchen die Frau wegen Hochverrat. Also, wenn Ihr wisst, wo sie sich aufhält, ist es Eure Pflicht, uns ihren Aufenthaltsort mitzuteilen.«

»Der Beschreibung nach, muss es ein hübsches Mädel sein. Die Dame würde ich allerdings an Eurer Stelle auch suchen.«

»Schluss jetzt mit dem Teestundengeplauder! Wo ist sie?«

»Die einzige Stelle, wo sie Unterschlupf finden könnte, wäre wohl unter meinem Tisch. Wollt Ihr nicht nachsehen, Sir?«

Schallendes Gelächter breitete sich im Schankraum aus.

»Wollt Ihr mich zum Narren halten?«, bellte Fairwick. Seine Verärgerung war nicht zu überhören.

»Mitnichten, Sir.«

»Euren Namen und den Namen Eures Schiffes! Sofort!«

»Was werft Ihr mir vor?«

»Wie wäre es mit dem Vorwurf der Kollaboration mit verschwörerischen Elementen gegen die Krone Englands. Für mich und meine Begleiter steht zweifelsfrei fest, dass Ihr einer wegen Hochverrats gesuchten Person zur Flucht verholfen habt.«

»Bei allem Respekt, Sir. Das habe ich nicht, denn ich kann mich nicht daran erinnern, eine Verräterin, an meinem Tisch beherbergt zu haben«, erwiderte O'Maley kühl.

»Euren Namen!« schnauzte Fairwick.

»Der tut nichts zur Sache oder reicht der Besuch eines Gasthauses aus, um auf einer Eurer Anklagelisten zu stehen?«

»Bei Eurem unkooperativen Verhalten könnte das durchaus passieren.«

»Schmeißt die verdammten Engländer raus! Die sind nur ein Dutzend, wir sind zehnmal so viele«, brüllte plötzlich eine tiefe Stimme.

Ferrier zog mich weiter.

»Verpissst euch, Scheiß-Rotröcke«, kreischte eine Frauenstimme. Die Menge erwachte aus ihrer Starre. Immer mehr Anwesende protestierten, dann folgte das Klirren von zerberstenden Tonkrügen. In dem Durcheinander, das einen Stock unter uns herrschte, verschmolzen Fairwicks und O'Maleys Stimmen mit dem Gejohle der aufgebrachten Gäste.

Vor uns lag die von Carmen beschriebene Kammer. Ferrier öffnete die Tür und drängte mich ins Innere.

»Ich habe keinen blassen Schimmer, wie lange die Prügelei da unten dauert, deshalb sollten wir uns beeilen«, sagte er.

Mittlerweile hatte sich die Nacht über Santa Cruz gesenkt. Durch das schmale Fenster zum Hinterhof fiel dämmeriges Mondlicht und tauchte das Kammerinnere in ein Meer aus Dunkelblau, Grau und tiefschwarzen Schatten.

»Was wird aus O'Maley?«, fragte ich leise, während ich mich vor Ferrier auf das gegenüberliegende Fenster zubewegte.

»Der kann selbst auf sich aufpassen.«

Ich blieb stehen, Ferrier stieß mit mir zusammen und umfasste im selben Moment meine Schultern, damit ich nicht das Gleichgewicht verlor.

»Und wenn sie ihn ...« Ich brach ab. Noch immer hielt er mich. Auch wenn ich es mir in diesem Moment nicht eingestehen wollte, es tat gut, die Wärme seiner Hände zu spüren.

»... einsperren?«, vollendete er meinen Satz. »Macht Euch keine Gedanken, der Gouverneur ist ein guter Freund von mir.«

Meine Sorge galt nicht der Frage, ob O'Maley für ein oder zwei Nächte in einem spanischen Gefängnis landete. Tief in mir drin sorgte ich mich um sein Leben. Wenn ich ehrlich war, sorgte ich mich um unser aller Leben, denn ich wusste, dass Fairwick nicht besonders zimperlich mit Kollaborateuren umging.

Neben dem Fenster befand sich die Tür, die in den Hinterhof hinunterführte.

Ferrier stieß sie auf. Ein rostiges Quietschen erfüllte den Raum, als sich das Türblatt in den Angeln bewegte.

»Ihr geht zuerst«, sagte er und bot mir seine Hand, um mir beim Abstieg auf den ersten Sprossen der steilen Holzleiter Hilfestellung zu geben.

Der Lärm aus der Schankstube drang nur noch gedämpft zu uns herüber, dafür stieg mir nun ein durchdringender Schafsgeruch in die Nase. Meine Füße fanden auf einem der oberen Tritte Halt. Ich ließ Ferriers Hand los und kletterte die Leiter hinunter. Ich hatte beinahe das Ende erreicht, als mein Fuß gegen etwas Weiches stieß. Im nächsten Moment strich ein warmer Lufthauch an meinem Bein entlang. Ein erschrockener Schrei jagte meine Kehle empor.

»Was ist los?«, fragte Ferrier besorgt.

»Etwas hat mein Bein berührt«, flüsterte ich erstickt.

»Geht weiter, das sind bloß Schafe.«

»Woher wisst Ihr ...«

»Ich rieche es.«

Ferrier behielt recht. Unten an der Leiter empfing uns tatsächlich eine kleine Herde Schafe. Allmählich hatten sich auch meine Augen an die nächtlichen Lichtverhältnisse im Hinterhof gewöhnt. Ich erkannte die vagen Umrisse der umliegenden Gebäude, die Tiere, die mich umringten, und meinen französischen Retter, der in diesem Moment in einem geschmeidigen Sprung über den Holzzaun des Schafgatters hinwegsetzte.

Ich drückte die wolligen Leiber beiseite, um ihm zu folgen. Mit jedem Schritt, den ich machte, wurden die Viecher aufdringlicher. Vom Duft der Trockenfrüchte in meinem Beutel angelockt, zogen und zupften die Biester fordernd an meinem Rock. Ein besonders dreistes Exemplar, stellte sich neben mir auf die Hinterbeine und biss in meinen Ärmel.

Als ich endlich vor der hüfthohen Umzäunung stand, streckte mir Ferrier seine Arme entgegen.

»Wartet, ich helfe Euch«, sagte er. Im nächsten Moment spürte ich, wie mich zwei starke Hände unter den Achseln packten und über das Hindernis hoben.

»Danke«, entgegnete ich. Der Lärm aus dem Schankraum wurde wieder lauter, dort herrschte weiterhin Aufruhr. Eine flüchtige Bewegung am oberen Ende der Leiter, ließ mich aufschauen.

»Ich glaube, da oben ist jemand«, bemerkte ich im Flüsterton.

Ich sah noch einmal hinauf, doch ich musste mich getäuscht haben, das Ende der Leiter lag einsam im Dunkeln.

»Lasst uns verschwinden«, empfahl Ferrier.

Ich nickte dankbar. Meine Augenlider hatten mittlerweile die Schwere von Bleigewichten, meine Schuhe drückten, meine Fußsohlen brannten wie Feuer, und mein Rücken schmerzte, als hätte ich tagelang Brennholz geschleppt. In diesem Moment sehnte ich mich nach genau drei Dingen: einer Decke, einem dicken Daunenkissen und einer weichen Matratze.

Die Gasse vor uns führte direkt zum Hafen hinunter und war ähnlich finster wie der Hinterhof. Hier und da drang gedämpftes Licht aus einem Fenster und erhellte ein schmales Stück des Pflasters. Ich nahm alle in mir verbliebenen Kräfte zusammen und rannte auf Ferriers Geheiß los, schließlich wollten wir so schnell wie möglich sein Schiff erreichen.

Nach den Menschenmassen am Tag wirkte die Stadt in der Dunkelheit wie ausgestorben. Niemand war auf der Straße zu sehen und das einzige Geräusch, das die Nacht erfüllte, war das Echo unserer Schritte, das von den Häuserfronten zurückgeworfen wurde. Nur noch etwa dreihundert Fuß trennten uns von der Kaimauer. Nun war es nicht mehr weit bis zum rettenden Schiff.

Ein Silberstreif der Zuversicht ging an meinem Horizont auf, dann zerriss ein ohrenbetäubender Knall die nächtliche Stille.

Ferrier warf sich instinktiv zu Boden und riss mich ebenfalls hinunter auf das Steinpflaster.

»Versteckt Euch!«, forderte er mich leise auf.

Ich tat, was er mir befahl, und suchte Schutz in den Schatten zwischen zwei Häusern. Die Kälte der Angst kroch durch meine Adern und lähmte mich, während ich bestürzt das Schauspiel beobachtete, das sich ein Stück von mir entfernt zutrug.

Eine groß gewachsene massige Gestalt wankte auf die Mitte der Straße zu.

Trotz der Dunkelheit ahnte ich bereits, wer diese Gestalt war. Endgültige Gewissheit gab mir Ferriers Schreckensschrei.

»Fynn!«, schrie er. In seiner Stimme vereinigten sich Fassungslosigkeit, Entsetzen und blinde Wut.

O'Maleys helles Haar und sein weißes Hemd leuchteten gespenstisch weiß im fahlen, nächtlichen Licht. Langsam, als hinge er an unsichtbaren Fäden, sank der Ire auf die Knie. Eine Hand hielt er flach auf seine linke Seite gepresst, die andere streckte er mühevoll nach oben und gab Ferrier ein abwehrendes Zeichen. Doch Ferrier schenkte O'Maleys Warnung keine Achtung. Blindlings rannte er seinem Freund entgegen.

Ende des Leseprobe.

Wenn Ihnen diese Leseprobe gefallen hat und Sie Lust auf die ganze Geschichte bekommen haben, dann lesen Sie in wenigen Tagen weiter.

Der komplette Roman ist ab Ende September bei Amazon erhältlich.

Das E-Book erscheint am 28. September 2013, das Taschenbuch (ISBN: 1484854829, ISBN-13: 9781484854822) ist wenige Tage später im Verkauf.

Alle News zu meinen aktuellen Buchprojekten erfahren Sie auch auf meiner Website unter www.sabine-reiff.com oder besuchen Sie mich auf Facebook www.facebook.com/sabine.reiff.16 oder natürlich auf dem Blog zum Roman www.daslaechelndesfalken.blogspot.com

Weitere Bücher:

Dämonendämmerung – Die Auserwählte (Urban Romantasy) erhältlich als E-Book und als Taschenbuch
ISBN: 147204943 ISBN-13: 978-1479204946

Kostenlose XXL-Leseproben meiner Romane finden Sie als PDF auf meiner Website.